



**J**EDES JAHR um die gleiche Zeit, wenn bei den Christen die Advents- und Weihnachtskerzen brennen, werden auch in jüdischen Häusern Lichter angezündet. Es wird dazu ein Leuchter mit acht Armen benutzt. Mit einem neunten, davon abgehobenen Arm, dem «Diener», wird nach Einbruch der Dunkelheit der Leuchter angezündet: am ersten Abend nur ein Licht, am zweiten zwei und an jedem folgenden Abend eines mehr, bis zuletzt alle acht Lichter brennen. Dazu wird ein Segensspruch gesagt: «Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns geheiligt hat durch seine Gebote und uns aufgetragen hat, das Chanukkalicht anzuzünden. Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der in jenen Tagen um diese Zeit an unseren Vätern Wunder vollbracht hat.»

Eine Stelle aus dem *Talmud* überliefert, wie es zu diesem Fest gekommen ist: «Was bedeutet das Chanukkafest? Unsere Weisen lehrten: Am 25. Kislew beginnen die Tage des Chanukkafestes. Es sind ihrer acht, an denen man keine Trauerfeier halten und nicht fasten darf. Als nämlich die Griechen in den Tempel eindringen, machen sie alles Öl unrein, das im Tempel war. Nachdem die Herrschaft des Hauses der Hasmonäer erstarrt war und die Griechen besiegt worden waren, suchte man nach und fand nichts als ein einziges Krüglein mit Öl, das mit dem Siegel des Hohenpriesters versehen war. Es war nur noch soviel darin, um einen Tag zu brennen. Da geschah ein Wunder, und es brannte acht Tage. Im folgenden Jahr bestimmte man diese zu Festtagen und feierte sie mit Lob- und Dankliedern.»<sup>1</sup>

## Ein Licht im leeren Raum

Das Fest der Tempelweihe (Chanukka bedeutet «Einweihung») geht auf den Sieg der Makkabäer über die Seleukiden im Jahre 164 v. Chr. zurück. König Antiochus IV. Epiphanes hatte, seiner Politik der Hellenisierung gemäß, den Tempel von Jerusalem entweiht und in eine Kultstätte für Zeus Olympios umgewandelt. Die Juden wurden gezwungen, dem fremden Gott Opfer darzubringen. Drei Jahre später konnte Jehuda Hamakkabi (lat. «Judas Makkabäus») nach einem militärischen Sieg den Tempel wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeben.

In der Haftara (Prophetenabschnitt) vom Sabbat des Chanukkafestes steht als Deutung der Vision Sacharjas vom goldenen Leuchter der Satz: «Nicht durch Heeresmacht und nicht durch Gewalt, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr der Heerscharen» (Sach 4, 6). Im Sinne dieser Sacharjastelle erklärt *Pinchas P. Grünwald*: «Die Chanukkalichter versinnbildlichen nicht die erstaunlichen Siege der Hasmonäer, vielmehr rufen sie die Unauslöschbarkeit des Lichtes im Heiligtum und die Erneuerung des jüdischen Geistes in lebendige Erinnerung.»<sup>2</sup> Chanukka ist keine Heldengedenkfeier – dazu wird es leider oft gemacht –, sondern im Zentrum steht ein Ölkrüglein, dessen Inhalt nicht bloß einen, sondern acht Tage lang brennt.

Chanukka – Erinnerung an die Wiedereinweihung des entweihten Tempels. «Erinnerung», hebr. *sikkarón*, ist mehr als ein pietätvolles Zurückblicken in Zeiten, wo der Tempel noch stand. «Erinnern» ist ein Vergegenwärtigen und Gleichzeitigwerden mit dem Erinnerten. In der Er-innerung wird ein längst vergangenes historisches Geschehen zum Erlebnis, das ich heute nachvollziehen kann. Dabei sind es weniger die historischen Tatsachen, die der Erinnerung zu Hilfe kommen, als aussagekräftige Symbole und Bilder, im Fall von Chanukka der Tempel und das Licht. Die Lichter, die an den acht Abenden von Chanukka von den Juden an die Fenster ihrer Wohnungen gestellt werden, «um das Wunder öffentlich zu bekennen»<sup>3</sup>, machen die drinnen und die draußen zu Zeitgenossen der Tempeleinweihung.

### FESTZEIT

**Verborgener Messias bei Juden und Christen:** Chanukkafest in der Weihnachtszeit – Ein Ölkrüglein, das acht Tage lang brennt – Gott will einen Raum haben unter uns Menschen – Halten wir leere Räume aus? – Vom Götzen Nützlichkeit und den Menschen als Nutztieren – Der Tag des Messias gleicht dem wehrlosen Kind armer Leute.

*Martin Cunz, Zürich*

### PROPHETIE

**Gelten die alten Hoffnungen noch?:** Prophezeiungen, 2000 Jahre nach der Ankunft des Erwarteten gelesen – Angekündigt war eine neue Schöpfung – Utopien, von denen wir nicht loskommen – Zwei «christliche» Entlastungstheorien: Abdrängung ins Jenseits und Rückzug in die Innerlichkeit – Friede für die Gesellschaft oder für die Seele? – Das schon Gekommene wie das noch Ausgebliebene verpflichtet zum Handeln.

*Norbert Lohfink, Frankfurt a. M.*

### FOLTER

**Die seltsame «Bekehrung» des Jesuiten Pellecer:** Ein in Guatemala gewaltsam Entführter und in zwischen Totgeglaubter tritt plötzlich wieder auf – Selbstbeichtigung und Absage an alles, was ihm teuer war – Kirche und Orden seit Medellín auf Irrwegen – Kidnapping angeblich selbstinszeniert – Aber was geschah wirklich während der 113 Tage seither? – Warum irreführende Todesmeldungen? – *Momente des Verdachts einer Gehirnwäsche:* Aussagen im Widerspruch zu Tatsachen – Peinliche Identifikation mit den Henkern – Das vierfache Interesse der Herrschenden – Signale tyrannischer Verfolgung – Schreckliche Ahnung, daß sie nicht nur den Leib, sondern den Geist töten.

*Hans Zweifelhofer, München*

### FRIEDEN/SICHERHEIT

**Umstrittenes Schweizer Missionsjahrbuch:** Suche nach Kompetenz in der Friedensbewegung – Rolle der Christen und der Kirchen – Aber warum steigert massive Rechtgläubigkeit die Aggressionsbereitschaft? *Richard Friedli, Fribourg*

**Diskussion: Verteidigungskonzept und Ethik:** Technisches und sittliches Dilemma in der Sicherheitspolitik – Ethik darf nicht vereinfachen.

*K. Koppe/M. A. Lückert und Th. Hoppe*

**Buchhinweis:** «Frieden wagen», Religionen und Friedensarbeit – Um aktive Toleranz. *L. K.*

### ORDENSLEBEN

**Weltnahes Evangelium in Quebec:** Bei leeren Noviziaten im Jahr 1971 Neuanfang im Quartier – Den Leuten ringsum und der manuellen Arbeit verpflichtet – Kapuziner, die wie Franz nicht von einer «Observanz», sondern von einem Dienst an der Gesellschaft ausgehen – «Hier werden keine Priester gemacht» – Wolf und Sultan, der «Feind» in zweierlei Gestalt – Psalmen neu gebetet – Geschirrspüler und Gewerkschaftssprecher – Der Geringe muß verteidigt werden – Ein neuer Nachwuchs mit Welterfahrung.

*Gespräch: L. Kaufmann/J. Bélanger, Quebec*

**UND SO FRAGE ICH MICH:** Was ist eigentlich der Tempel, in dem das achtfache Licht brennt? Der Tempel ist ein Raum, in dem Gott auf geheimnisvolle Weise wohnt. Aber Gott wohnt so im Tempel, daß man ihn darin nicht einsperren kann. Gott läßt sich nicht einfangen in heiligen Räumen. Ihn kann man nicht «haben». Und Gott geht auch nicht unter, wenn ein Tempel untergeht. «Was wäre das für ein Haus, das ihr mir bauen könntet? ... Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel für meine Füße» (Jes 66, 1).

Und doch will Gott in einem Haus wohnen, auch wenn die äußeren Tempel wegen der Unzulänglichkeit und des Versagens ihrer Erbauer immer wieder dem Untergang geweiht sind. Das gilt nicht bloß für den Tempel von Jerusalem, sondern auch für die Tempel, die wir Christen später in Form von Kirchen, Institutionen, Theologien und Frömmigkeitsformen gebaut haben. Gott will einen *Raum* haben unter uns Menschen. Er ist ständig auf der Suche nach einem Dach über dem Kopf, obwohl von Anfang an klar ist, daß es sich dabei immer nur um Notwohnungen und Provisorien handelt. Jeder Mensch ist ein solcher Raum, in dem Gott verborgen wohnt. Es ist nur die Frage, ob der Mensch es auch merkt. Eine Kirche, eine Gemeinde oder zwei Menschen, die sich lieben, sind Räume, in denen Gott da ist. Die Tempeleinweihung, das Chanukka, ist das Fest, an dem wir Gott als die verborgene Wirklichkeit in uns wieder zulassen und zum Leuchten bringen.

Der Tempel in Jerusalem hatte eine Mitte: das Allerheiligste. Es war in Dunkel gehüllt, und es durfte nur einmal im Jahr vom Hohenpriester betreten werden, der darin ein Rauchopfer darbrachte. Gott wohnt in einem Raum, der eigentlich gar nichts nützt. Denn was nützt mir ein Raum, den ich nicht betreten darf und in dem es, abgesehen von einem spärlichen Licht, dunkel ist? Ein Zimmer, das leersteht, muß doch benützt werden.

Ich frage mich: Gibt es bei mir und bei den Menschen, denen ich begegne und mit denen ich zu tun habe, Räume, die nichts nützen? Halten wir leere und dunkle Räume überhaupt noch aus? In uns selbst, in unseren Beziehungen, in der Kirche? Wie reagieren wir auf das zunehmende äußere und innere Leerwerden der Kirchen? Resignieren wir? Kommen wir uns nutzlos vor? Oder könnte dieser Zustand ein Anlaß sein, darüber nachzudenken, daß Gottes Wohnung bei uns ein Raum ist, der uns nutzlos vorkommt?

Ich habe den Eindruck, daß leere und nutzlose Räume sofort mit etwas gefüllt werden müssen, weil sie uns Angst machen. Wo es still ist, muß Lärm gemacht werden. Wo ein Mensch weint, muß schnell getröstet werden. Wo jemand im Sterben liegt, wird gesagt: «Es ist alles nicht so schlimm, du wirst bald wieder gesund sein.» Wo die Worte fehlen, wird alles mit einem Wortschwall zugedeckt. Oder man stürzt sich in die Aktivität und macht sich auf alle Art nützlich. Der Wert des Christseins wird in zunehmendem Maß vom Grad seiner Nützlichkeit abgeleitet.

Stecken die christlichen Kirchen vielleicht deshalb in einer so großen Krise, weil sie so nützlich sein wollen und dabei vergessen, daß Gott dort wohnt und spricht, wo zunächst einmal kein Nutzen daraus zu ziehen ist? Gott ist nicht etwas, das «nützt», und wir Menschen, seine Geschöpfe, sind doch nicht einfach «nützliche Wesen». Wir sind geliebte Wesen, und das ist unendlich viel mehr. Liebe empfangen und Liebe weitergeben geschieht doch unabhängig vom Nutzen, den sie bringt. Antiochus Epiphanes entweihte den Tempel von Jerusalem, indem er ein Standbild des Zeus darin aufstellen ließ. Die große Tempelentweihung heute besteht vielleicht darin, daß wir die Nützlichkeit zur göttlichen Person erhoben und uns selbst zu brauchbaren «Nutztieren» degradiert haben.

Chanukka ist jedoch das Fest, an dem der Tempel wieder eingeweiht wird. Dabei spielt ein Krüglein mit reinem Öl eine Rolle, das im Wirrwarr des entweihten Tempels gefunden wird: ein kleiner Rest vom Wohnen Gottes bei den Menschen. Wozu soll das schon gut sein? Wie lange wird das wohl hinhalten? Eine schöne Erinnerung für einen Tag vielleicht, aber nicht mehr!

Das Wunder von Chanukka besteht darin, daß das Unscheinbare und Unbrauchbare einen längeren Atem hat als das Brauchbare und Nutzbringende. Eine bekannte Vorschrift für Chanukka unterstreicht diesen Grundgedanken: Die Lichter von Chanukka dürfen in keiner Weise benützt werden. Im Schein der Chanukkalampe darf z.B. nicht gelesen werden. Man darf an ihr auch kein Feuer anzünden, das irgendeinem Zweck dienen könnte. Die Lichter sind nur dazu da, daß man sie anschaut und sich an ihnen freut.

Was bedeuten die jüdischen Lichter der Chanukkazeit, und was haben die christlichen Adventslichter, die in der gleichen Zeit entzündet werden, angesichts der furchtbaren Finsternis, die über der Erde liegt, schon zu sagen? Was ist schon ein Gebet im Vergleich zu einem anstrengenden Arbeitstag? Oder was hat das Lächeln schon für ein Gewicht, das ich einem Menschen schenke, der mit finsterner oder gelangweilter Miene an mir vorübergeht?

**DIE GESCHICHTE VON CHANUKKA** zeigt, was passiert, wenn diese unbedeutenden Dinge tatsächlich getan werden. Um beim Bild vom Licht im Tempel zu bleiben: Wenn ich es wage, das eine Licht oder auch nur den einen Funken von Gott anzuzünden, der in mir noch vorhanden ist, und wenn ich Sorge zu ihm trage, dann brennt das Feuer weiter, ja, es bleibt nicht unfruchtbar, sondern es vermehrt sich noch. Es brennt bis zum «achten Tag».

Im Judentum ist der achte Tag der Tag des Messias. Es ist der Tag, an dem eine neue Zeit anbricht: Auf den siebten Tag folgt nicht mehr der erste Tag. Der Kreislauf der Zeit, in dem es immer wieder nur Montag wird, ist durchbrochen. Ähnlich äußern sich auch christliche Autoren, z.B. *Augustinus*: der achte Tag ist «die Zeit der Ankunft unseres Herrn (adventus Domini nostri), in der er kommen wird, um Lebende und Tote zu richten ... Dann werden die Seelen der Gerechten nicht mehr der Zeit unterworfen sein. Wie alle Zeiten durch die Wiederholung der sieben Tage ablaufen, so wird jener wohl der achte Tag genannt, weil er jenen Wechsel nicht mehr an sich haben wird.»<sup>4</sup>

Die Tatsache, daß Augustinus im Zusammenhang mit dem achten Tag vom kommenden und nicht vom gekommenen Messias spricht, könnte uns Christen hellhörig dafür machen, daß wir den Messias nicht einfach «haben», sondern ihn, zusammen mit den Juden, erwarten. Ein Unterschied in der gemeinsamen Messiaserwartung besteht jedoch darin, daß der Erwartete für uns den gleichen Namen trägt wie das Kind, dessen Geburt wir in dieser Zeit feiern.

Auf der anderen Seite ist der achte Tag aber schon jetzt auf verborgene Weise gegenwärtig, allerdings nicht ohne die sieben Tage des «gewöhnlichen» Lebens und nicht losgelöst von ihnen. Er gleicht dem achten Licht auf der Chanukkalampe, das sich von den sieben andern nicht unterscheidet. Es ist äußerlich eines von vielen Lichtern. Der Tag des Messias gleicht auch dem wehrlosen Kind armer Leute, in die Hüllen der Gewöhnlichkeit und Profanität gewickelt, von anderen neugeborenen Kindern nicht zu unterscheiden. Um das achte Licht im Innern des entweihten Tempels der Welt und jedes einzelnen Menschen schon heute zu sehen, brauchen Juden wohl den Glaubensmut der Makkabäer. Christen bedürfen ihrerseits der Einfachheit eines Hirten und der Weisheit eines Königs, um im Kind von Betlehem den verborgenen Messias zu erkennen und anzubeten.

*Martin Cunz, Zürich*

<sup>1</sup> Babylonischer Talmud, Traktat Schabbat 21b. – Vgl. auch die Erzählung im 1. Makkabäerbuch, Kapitel 4.

<sup>2</sup> Pinchas P. Grünwald, Im ewigen Kreis. Zum jüdischen Kalenderjahr, Bern: P. Lang 1980, S. 173 («Hasmonäer» = anderer Name für «Makkabäer»).

<sup>3</sup> So im *Schulchan Aruch*, einer religionsgesetzlichen Sammlung aus dem 16. Jahrhundert (zit. nach R.S. Ganzfried, Kizzur Schulchan Aruch, Basel 1969, Bd. 2, S. 821).

<sup>4</sup> Vgl. Enarratio in Ps. 6, Kap. 1 und 2.

# DIE UNERFÜLLTEN PROPHEZEIUNGEN

Von den Hoffnungen des Alten Testaments und ihrer Geltung für die Christen

An die Propheten Israels denken die Christen vor allem in der Adventszeit. Da holen sie die Prophezeiungen von ehemals aus der Schublade: die Texte von dem, der da kommen soll, und von der Herrlichkeit, die er bringen wird. Auch in den Adventsliedern sind diese Texte verarbeitet. Die alten Erwartungsmotive erleichtern es uns, auf das Weihnachtsfest hin uns in Erwartungsstimmung zu versetzen.

Aber hat das Ganze nicht etwas Spielerisches an sich? Als Christ muß man doch der Meinung sein, daß die Zeit des Wartens vor etwa 2000 Jahren beendet wurde. Damals kam der Erwartete. Er hieß Jesus und stammte aus Nazaret. Er wurde nach dreijährigem Auftreten in der Öffentlichkeit von der eigenen Regierung und der Besatzungsmacht umgebracht. Aber Gott hat sich auf seine Seite gestellt und ihn von den Toten aufgeweckt. Seitdem ist die Welt anders. Das ist die zentrale christliche Glaubensaussage. Wer sie ernstnimmt, kann kein Warten mehr sein. Er lebt in der Zeit der Erfüllung. Es war einmal Nacht. Aber die Sonne ist aufgegangen. Wenn es Tag geworden ist, mag man sich vielleicht noch an die Nacht erinnern, an ihr Dunkel und an die wenigen Sterne, die darin funkelten. Auch an ihre Kälte. Aber das ist nur noch Erinnerung. Es ist nicht mehr das wirkliche Warten auf den Sonnenaufgang und auf die Wärme des Tages. Sonne und Wärme sind jetzt da. Die Nacht und das Warten kann man auch vergessen. So sollte es scheinen.

## Prophetische Utopien

Aber wer die Propheten kennt und wer die Prophezeiungen auch nur einmal wirklich gehört hat, wird nicht so leicht von ihnen frei. Die Christen mögen behaupten, die Sonne sei aufgegangen. Aber ist das wahr? Ist denn das, wovon die Propheten gesprochen haben, eingetreten? Sie haben ja nicht nur einfach ein Kind aus Betlehem angekündigt, ein Jungfrauenkind, und sonst nichts. Sie haben selbst mehr angekündigt als einen, der Blinden das Augenlicht gab und Stummen die Rede schenkte, dann aber getötet wurde und – mag er auch auferweckt und an die Seite Gottes gesetzt worden sein – unsere Welt im wesentlichen so hinter sich zurückließ, wie sie vorher gewesen war, ja vielleicht noch elender und dunkler – weil einmal für kurze Augenblicke in ihr ein Licht aufgeleuchtet, dann aber ebenso schnell wieder erloschen war. Sie haben doch von mehr geredet als von dieser einen Ausnahme, dieser flüchtigen und unwiederholbaren Unterbrechung.

Sie sahen eine neue Welt erstehen. Die alte sollte zusammenbrechen. Ihre Sterne sollten vom Himmel fallen. Dann sollte der Geist Gottes mit schöpferischer Urkraft über das Chaos des Ehemaligen fegen. Eine neue Schöpfung sollte sprossen. Die gesellschaftlichen Systeme aus Rivalität, Gewalt und Herrschaft sollten Vergangenheit sein. Keine Waffen sollten mehr geschmiedet werden. Sie sollten umgeschmiedet werden in Pflugscharen und Winzermesser. Niemals mehr sollten die Achtzehnjährigen für den Krieg ausgebildet werden. Die Väter sollten sich mit den Söhnen und die Töchter sich mit den Müttern vertragen. Des uralten Streites zwischen den Generationen sollte nicht mehr gedacht werden. Glück sollte da sein. Die Einsamkeit sollte aufgehoben sein. Am Abend auf den Plätzen und Straßen Jerusalems sollten die Alten friedlich beieinander sitzen. Die vielen Kinder sollten zwischen ihnen spielen. Keiner sollte mehr den andern belehren müssen. Denn in allen sollte der Geist des Herrn wohnen. Alle sollten im eigenen Herzen wissen, was gut ist und was dem eigenen und dem fremden Glück dient. Die Krankheit sollte sich in die Winkel verkriechen. Selbst die Tiere und Pflanzen sollten aufatmen und wieder zur reinen Natur werden – weil die Menschen wieder zur

Schönheit der ersten Schöpfung zurückgekehrt waren und über allem die Sonne der Gerechtigkeit strahlte.

Das sind doch die Utopien der Propheten. Wer würde behaupten, sie seien eingetreten? Unerfüllte Prophezeiungen sind es. Kein Glaubensbekenntnis hilft darüber hinweg. Es mögen törichte Prophezeiungen sein, unverantwortliche Spiele mit der menschlichen Hoffnung – erfüllte Prophezeiungen sind es nicht. Es sind auch heute noch Utopien.

Und vielleicht sind sie besser aufgehoben in den Tumulten von Zürich, in den besetzten Häusern von Kreuzberg, bei den Hunderttausenden, die für den Frieden oder gegen einen Flughafen-ausbau auf die Straßen gehen, als bei den Christen, die sie als ein Mittel benutzen, um vorübergehend in Adventsstimmung zu geraten, im übrigen aber der Meinung sind, alles sei ja schon in Erfüllung gegangen und uns bleibe nichts mehr zu wünschen.

## Worte für das Jetzt oder Bilder des Jenseits?

Aber sie schaffen es auch gar nicht, sich so schnell der alten Prophezeiungen zu entledigen, die Christen. Es sind gefährliche Texte. Man muß sich gegen sie schützen. Man muß Theorien ersinnen, die vom Druck derart strahlender Hoffnungen entlasten – will man nun einmal an der These festhalten, alles sei schon seit 2000 Jahren eingetroffen.

Da auch dieser Zwang zur Abwehr inzwischen schon alt ist, verfügen wir heute über eine ganze Reihe solcher *Entlastungstheorien*. Damit sie wirksam sind, ist es am besten, wenn sie kaum noch bemerkt werden. Und das geht auch. Die meisten sind schon jahrhundertlang im Gebrauch. Der Umgang mit ihnen ist eingeübt. Sie sind so tief in die Seelen eingesickert, daß man sie nicht mehr wahrnimmt. Dort aus der Tiefe wirken sie um so besser. Sofort, wenn wir die Bibel aufschlagen und darin zu lesen beginnen, leiten sie unser Verständnis durch Selektion, Transposition und Färbung. Wir lesen gar nicht mehr das, was eigentlich da steht. Wir lesen sofort etwas anderes, das, was den Entlastungstheorien entspricht. Deshalb müssen sie entlarvt werden.

Da ist vor allem die Theorie, daß die Verheißungen der Propheten sich auf das *Jenseits* beziehen. Unter dem *Jenseits* ist dabei das gemeint, was nach dem Tode kommt, oder auch – gesamt-menschheitlich gesehen – was nach dem Ende dieser Welt kommt. So hätten die Propheten, wenn sie vom Ende der Kriege und vom kommenden Frieden sprachen, nicht von einer Möglichkeit dieser Geschichte gesprochen, sondern vom «ewigen Frieden». Schon *Immanuel Kant* hat in seiner Schrift «Zum ewigen Frieden» die Formulierung wieder auf die Erde zurückgeholt und die Idee eines Völkerbundes entworfen, dem die Menschheit zustreben solle und der in der Lage wäre, den «ewigen Frieden» in unserer Geschichte zu garantieren. Aber das hat nichts genutzt. Die Sogkraft von Alltagswörtern wie des Wortes «Friedhof» für die Parks, in denen wir unsere Toten begraben, ist stärker als die Sprache großer Philosophen. Noch vor kurzem hat hierzulande auf einer Bischofskonferenz ein Kardinal seinen Mitbischöfen die Friedensverheißung der Propheten ausgelegt, sie als die Botschaft vom «ewigen Frieden» gedeutet und diesen ins *Jenseits* nach unserem Tode verlegt. Und er hat sich dabei sogar auf *Immanuel Kant* berufen. Ich erinnere mich noch genau, daß ich in einer ekstatisch-religiösen Phase meiner eigenen Pubertät ein Buch eines damals bekannten Theologen über das *Jenseits* verschlungen habe. Es beschrieb die kommende Welt und benutzte dazu eine lange Kette von Zitaten aus den alttestamentlichen Prophetenschriften, vor allem aus dem Buch Jesaja. Ich habe diese ungeheuren

Hoffnungstexte damals völlig fraglos so verstanden, wie sie mir in dem Buch angeboten wurden: als visionäre Bilder des Jenseits. So blieben sie mir in der Seele haften. Erst Jahrzehnte später, als ich durch meinen Beruf als Alttestamentler mich immer wieder wissenschaftlich mit diesen Texten zu befassen hatte, ist mir für einen Text nach dem andern dieses Verständnis zerbrochen. Es hat mich einen mühsamen Kampf und viel Arbeit gekostet, die Jenseitstheorie für die Deutung prophetischer Verheißungen innerlich abzuschütteln.

Wenn ich sie hier als eine den ursprünglichen Sinn der Aussagen verschiebende Entlastungstheorie kennzeichne, will ich natürlich in keiner Weise sagen, es gebe nichts mehr nach dem Tode. Jesus ist von den Toten auferweckt worden, und auch wir haben die Hoffnung, aus dem Tod heraus von Gott in neues Leben gerufen zu werden. Darum geht es in unserem Zusammenhang nicht. Es geht nur um den Ort der prophetischen Verheißungen. Beziehen sie sich auf unsere jetzige Welt und unsere jetzige Geschichte, dann muß ihre Verlagerung ins Jenseits einen Grund haben, und dieser Grund kann nur die Flucht vor ihnen sein. Weil unser Jetzt dem, was sie sagen, so wenig entspricht, deshalb halten wir sie nicht als Worte über unser Jetzt aus und verdrängen sie ins Jenseits.

Doch sie meinten gewiß im Mund der Propheten unser Jetzt. Zur Zeit, als die großen Propheten Israels lebten, war Israels Glaube sowieso völlig auf Gottes Handeln im Diesseits gerichtet. Lehren über das Jenseits wehrte man ab. Sie rochen damals zu sehr nach dem Totenkult der Ägypter und anderer Nachbarvölker, sie waren unauflöslich mit der Verehrung seltsamer Götter verknüpft, mit denen Israels Gott nichts gemein hatte, kurz: man hatte Wichtigeres und Entscheidenderes zu glauben. Das hat sich gegen Ende der alttestamentlichen Zeit geändert. Die Martyrien der *makkabäischen Zeit* (um 170 v. Chr.) mit dem hier auf Erden nicht mehr ausgleichenden Unrecht, das gerade den Gläubigsten angetan wurde, öffneten den Blick für Gottes Herrschaftswillen auch jenseits der Todesgrenze und jenseits unserer irdischen Geschichte. Doch das bedeutete nicht, daß man dann die alten prophetischen Hoffnungen auf das Jenseits umgedeutet hätte. Damals entstand jene Variante der prophetischen Literatur, die wir heute als *Apokalyptik* bezeichnen. Sie konnte zwar vom völligen Ende der Geschichte und einem dahinter kommenden neuen Äon ganz anderer Art sprechen. Doch wenn sie das so tat, legte sie Wert darauf, die prophetischen Verheißungen vor jener Grenzlinie noch in unserer hiesigen Geschichte zu belassen. Eines der Mittel, das auszudrücken, war das Bild vom tausendjährigen Reich, vom Reich des Messias. Die Zahl von tausend Jahren ist natürlich symbolisch. Entscheidend ist, daß sich in diesem Reich die alten Hoffnungen erfüllen und daß dieses Reich noch vor der großen Scheidelinie des Endes liegt. So bezieht sich auch hier die alte Verheißung bewußt auf unsere Geschichte.

Die Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg

sucht bis zum 1. Oktober 1982 eine(n)

## Studienleiter(in)

der (die) Tagungen zu wissenschaftlichen Themen aus unterschiedlichen Disziplinen organisiert und durchgeführt. Neben wissenschaftlicher Qualifikation (möglichst Promotion) werden Selbständigkeit und Bereitschaft zur Teamarbeit erwartet. Bezahlung nach BAT.

Bewerbungen erbitten wir mit den üblichen Unterlagen an:

Katholische Akademie, z. Hd. Herrn Dr. D. Bader  
Wintererstraße 1, D-7800 Freiburg i. Br.

Das ist bei *Jesus von Nazaret* und in den *frühen christlichen Gemeinden* nicht umgebaut worden. Man behauptete jetzt, die Zeit der Erfüllung sei gekommen. Und selbst wenn man nach Jesu Tod ihn, den schon gekommenen Erfüller der Prophetenworte, zugleich als den bald wiederkommenden glaubte, hielt man daran fest, daß alle Prophetenworte, und nicht nur einige, sich zu erfüllen begonnen hatten. Von einem Umbau des Glaubens Israels, der so sehr an dieser Erde haftete, in eine Jenseitsreligion ist im Neuen Testament nichts zu erkennen. Eher wird in der Vorstellung, daß der erhöhte Jesus jetzt zugleich das Haupt seines Leibes, der hier in der Welt lebenden Kirche, ist, das Jenseits, an das man durchaus glaubt, ans Diesseits gebunden und in es hineingezogen.

### Friede für die Gesellschaft oder für die Seele?

Aber, so könnte man fragen, wie war so etwas möglich? Mußte man, wenn die prophetischen Verheißungen wirklich auf das Jetzt gingen, sie nicht zumindest in einem anderen Sinn umdeuten: sie geistig und innerlich verstehen? Waren es denn überhaupt Worte über die menschliche Gesellschaft? Waren es nicht vielmehr Traumvisionen, die eigentlich die Seele meinten, das Selbst des Einzelnen, dem drunten auf tiefem Grund jeweils sein Heil zuteil werden sollte?

Dies ist die zweite, fast noch gefährlicheren Sog entwickelnde Entlastungstheorie gegenüber dem Druck der prophetischen Hoffnungsfülle. Wir können sie die *Innerlichkeitstheorie* nennen. Sie trat sehr früh im Christentum in der Gestalt der sogenannten Gnosis auf, nahm dann immer neue Formen an und wird gerade in unseren Jahren wieder durch manche Meditationsbewegungen genährt.

Die prophetischen Texte können dabei, hat man sie einmal entdeckt und überläßt man sich ihrem symbolischen Reichtum, fruchtbar und hilfreich werden. Es ist ja auch nicht so, daß sie nichts mit der Dimension des Seelischen und des Selbst im Sinne hätten. Trotzdem gilt: Wer sie nur in diesen Dimensionen versteht, hat sich auf eine Fluchtbewegung mitnehmen lassen.

Um wieder das Beispiel der Friedensverheißungen aufzugreifen: Sie meinen bei den Propheten wirklichen Frieden zwischen den Völkern, zwischen den rivalisierenden Gruppen einer Gesellschaft, zwischen den Generationen innerhalb einer Familie. Wenn davon geredet wird, daß in zukünftigen Tagen die Waffen in friedliche Werkzeuge umgeschmiedet werden, dann ist das wörtlich gemeint, nicht bildlich. Wenn es heißt, daß dann der Wolf beim Lamme lagert, der Panther beim Böcklein liegt, Kalb und Löwe zusammen auf die Weide gehen und der Säugling vor dem Schlupfloch der Natter spielt, dann sind das zwar Bilder, aber gerade Bilder für eine gesellschaftliche und nicht für eine innerseelische Wirklichkeit. Das geht aus dem Zusammenhang dieser Aussagen im Jesajabuch eindeutig hervor.

Dies ist auch durch *Jesus und die frühen Gemeinden* nicht etwa umgedeutet worden. Selbstverständlich strahlt der Friede der Gläubigen mit Gott und untereinander in die einzelne Seele hinein und erfüllt sie mit innerem Frieden. Doch ist im Neuen Testament, wenn vom Frieden geredet wird, nur ganz selten ein Einzelnr angesprochen oder gemeint. Das Wort vom Frieden ergeht fast immer an eine Vielzahl von Menschen, gewöhnlich an die christliche Gemeinde oder an die ganze Kirche. Wir hören das gar nicht mehr mit, so sehr sind wir es gewöhnt, etwa in den Paulusbriefen des Neuen Testaments das Wort «Frieden» auf das einzelne Herz zu beziehen. Selbst im Johannesevangelium täuschen wir uns, wenn wir spontan meinen, dort sei vom inneren Frieden des einzelnen Gläubigen die Rede. Zwar klingt es so, etwa in den Abschiedsreden Jesu: «Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht einen Frieden, wie die Welt ihn gibt, gebe ich euch. So werde euer Herz nicht unruhig und verzage nicht» (Joh 14, 27). Was hier gemeint ist, wird im gleichen Evangelium nach Jesu Auferstehung deutlich. Da erscheint er seinen Jüngern im Saal und sagt ihnen zweimal: «Der Friede sei mit euch» (Joh 20, 19. 21). Und dann zeigt sich,

was er meint. Er haucht sie an und spricht zu ihnen: «Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr Sünden vergeb, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert» (Joh 20, 22f.). Der Heilige Geist ist hier die Kraft, immer wieder neu innerhalb des Kreises der Glaubenden einen Anfang zu setzen. Man kann einander immer wieder vergeben und neu beginnen. Das ist der Friede. In dem Maß, in dem er zwischen den Gliedern der Gemeinde zustandekommt, kommt er zugleich zwischen der Gemeinde und Gott zustande. Und wenn die Gemeinde Gottes so ein Raum des Friedens bleibt, dann braucht kein Herz vor einer Welt zu verzagen, die zwar auch stets vom Frieden redet, ihn aber nie wirklich schaffen kann. Erst hier kommt jetzt, gewissermaßen als letzte Folge, auch die Sicherheit und damit der Friede des einzelnen Herzens in den Zusammenhang hinein. Es braucht nicht unruhig zu werden und sich nicht zu fürchten.

Was ich hier am vielleicht subtilsten Aspekt, der Verheißung des Friedens, aufgezeigt habe, gilt in gleicher Weise auch von allen anderen prophetischen Verheißungen. Sie meinen weder bei den Propheten selbst die reine Innerlichkeit noch sind sie durch Jesus und die frühe Christenheit in diesem Sinne uminterpretiert worden. Erst nachher kam dann jene Innerlichkeitstheorie auf und setzte sich durch, mit deren Hilfe wir uns auch heute noch davon entlasten, unsere arme Wirklichkeit mit der strahlenden Fülle der prophetischen Verheißungen vergleichen zu müssen.

### Der Ort des Religiösen

Eine reine Variante zu ihr ist das, was man die bürgerlich-private Religionstheorie nennen könnte. Sie stellt zugleich eine Abart von Luthers *Zwei-Reiche-Lehre* dar, die allerdings die eigentliche Intention, die Luther gehabt haben dürfte, verfehlt. Nach dieser Theorie bezieht sich die Botschaft der Bibel und damit auch die prophetische Verheißung nicht auf die ganze menschliche und gesellschaftliche Wirklichkeit, sondern nur auf das sogenannte Religiöse. Dieses Religiöse umfaßt die innerliche Gottesbeziehung, die moralische Gesinnung, die rituelle Verschönerung des wöchentlichen Ruhetags und der kritischen Wendepunkte des Lebens wie Geburt, Reife, Eheschließung und Tod. Der eigentliche Ort des Religiösen ist das Privatleben, die Kleinfamilie und das Kirchengebäude. Andere gesellschaftliche Räume, wie die Wirtschaft, die Politik, die Bildung, der Sport, die Freizeit, haben nichts damit zu tun und gehorchen anderen Gesetzen. Geht man nun davon aus, daß die Prophezeiungen der Propheten seit Jesus ins Stadium der Erfüllung getreten sein sollen, sich jedoch nur auf diese religiöse Sphäre beziehen, dann handeln die Prophezeiungen folgerichtig zwar nicht nur von reiner Innerlichkeit, aber sie gehen auch nicht weit darüber hinaus.

Um wieder das Thema des Friedens als Beispiel zu nehmen: Man wird die prophetische Verheißung des Friedens schon dann erfüllt sehen, wenn es innerhalb der Familien und im engeren persönlichen Bekanntenkreis der einzelnen Menschen einigermaßen friedlich zugeht. Die Tatsache, daß zugleich die Großgesellschaft von Rivalitäten zerfressen wird und die Völker gegeneinander von Waffen starren, muß einen dann nicht beunruhigen. Sie spricht nicht gegen die Propheten, denn diese sprachen ja nur vom rein Religiösen und seinem unmittelbaren Strahlungsraum. Die Propheten hatten recht, und ihre Friedensbotschaft erfüllt sich, denn friedlich sitzt am Weihnachtsabend die Familie unterm Tannenbaum und beim beladenen Gabentisch, Glück und Eintracht verbindet sie für eine schöne Kerzenstunde. Wie es draußen aussieht bei anderen Menschen, wie es zwischen den Völkern zugeht, ja wie es sogar im übrigen langen Jahr zwischen denen zugeht, die jetzt einen Abend lang Weihnachtsfrieden haben, ist ausgeblendet.

Daß auch hier ein Entlastungsmechanismus am Werk ist, liegt genau so auf der Hand wie bei den beiden vorher besprochenen Theorien, bei der Verschiebung aufs Jenseits und bei der Re-

duktion auf die Innerlichkeit. Die Propheten Israels hätten nie daran gedacht, Gottes Zukunftsverheißung auf einen privatreligiösen Bezirk zu begrenzen. Sie meinten das Ganze. Sie meinten wirklich die Waffen der Völker, die umgeschmiedet werden sollten, und sprachen wirklich vom Ende der Kriege. Wenn ein Bundeskanzler auf einem Kirchentag sagt, die Bergpredigt könnten die Christen in ihrem Privatleben befolgen, doch sie gelte nicht in der Politik, dann beschreibt er ohne Zweifel das, was ist. Doch gewiß beschreibt er nicht, was nach den Propheten Israels sein könnte.

### Die neue Welt hat schon begonnen

So stehen wir Christen am Ende doch als die Hochstapler da. Wir brüsten uns der Propheten. Wir sagen, ihr Wort sei erfüllt. Wir deuten an, daß wir im Raum der Erfüllung leben. Doch zugleich müssen wir eine Entlastungstheorie nach der anderen vor uns aufschichten, damit die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht sichtbar werde. Was ist nun also? Sollten wir nicht einfach zugeben, daß die prophetischen Utopien eben Utopien waren: Visionen, deren Sinn nicht darin besteht, sich zu erfüllen, sondern nur, in einer bestimmten Situation die Menschen aus dem Schlaf zu wecken und in Bewegung zu bringen?

Auch das ist wieder nicht möglich. Dagegen steht die Unterbrechung, die nun doch da war: Jesus von Nazaret. Zumindest in ihm ist so viel an Erfüllung Wirklichkeit geworden, daß die Weltgeschichte darüber nie mehr zur Tagesordnung ihrer Erbärmlichkeiten übergehen kann. Hier war unser steinernes Herz durch ein Herz aus Fleisch ersetzt, und auf die Tafeln dieses Herzens waren die Konturen der ursprünglichen Schöpfung und die göttlichen Entwürfe menschlichen Handelns so deutlich gezeichnet, daß dieser Mensch keiner Lehre von außen bedurfte und einfach dadurch, daß er da war, die Welt um sich veränderte. Die Wahrheit der ihm Begegnenden konnte zutage treten. Die Güte ging auf und brauchte sich nicht zu verstecken. Ja selbst die Leiber der Menschen witterten die Kraft, und die Kranken wurden gesund. Was die Propheten gemeint hatten, fing in ihm an. Und als eine Gesellschaft, die die Wahrheit nicht brauchen kann, weil sie zu viel zu verbergen hat, sich durch das, was da begann, in Frage gestellt sah, sich zusammenschloß und tödlich zustieß, war es schon zu spät. Für uns, die Nachgeborenen, bedeutet die Auferweckung Jesu, daß Gott sich nicht den mordenden Siegern anschloß, sondern den Ermordeten bestätigte. Was Jesus war, bleibt. Es kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden und wird auch nicht vergessen werden. Es wird immer Menschen geben, die die Nachricht von dieser Unterbrechung der menschlichen Unheilsgeschichte durch einmal gelungenes Heil weitergeben. Es wird immer möglich sein, aus dieser Nachricht neuen Anfang zu gewinnen. Insofern gilt nun doch, daß die Prophezeiungen erfüllt sind. Wir Christen haben kein Recht, die Nachricht von Jesus zu verschweigen. Deshalb müssen wir auch dabei bleiben, daß die Propheten Recht hatten und daß eingetreten ist, wovon sie sprachen. Nur: *Wie* müssen wir dabei bleiben?

Niemals, indem wir die Verheißungen durch Entlastungstheorien unseren armseligen Verhältnissen anpassen. Wir dürfen keinen der drei Faktoren auch nur irgendwie preisgeben: weder die strahlende Fülle der verheißenen Hoffnung noch ihr wirkliches Eintreten in Jesus von Nazaret, noch das Ausbleiben ihrer Durchsetzung in alle Dimensionen der Menschheit und der Geschichte hinein.

Dies geht, so will mir scheinen, nur, wenn wir wissen, daß Gott niemals magisch und an der menschlichen Freiheit vorbei handelt. Auch das Wunder Jesus von Nazaret war ein Wunder aus Freiheit. Ein Mensch hat da ohne Vorbehalt Gott in sich handeln lassen. Daher ist auch die Multiplikation dieses Wunders in Gesellschaft und Geschichte hinein nur durch menschliche Freiheiten hindurch möglich. Keiner kann gezwungen werden,

keiner darf gezwungen werden. Es muß den lebendigen Bund derer geben, durch deren Freiheit hindurch das Wunder Jesus sich multipliziert. Es muß Kirche geben als gesellschaftlich weiterlebenden Leib Christi. Die Kirche muß der Ort des von den Propheten verheißenen Wunders sein, auch wenn der Rest der menschlichen Gesellschaft, weil er das Wunder nicht will, nicht aufhören sollte, auf sie einzuschlagen und ihre Vernichtung zu planen.

Erst Jesus und Kirche zusammengenommen sind das, was die Propheten verheißen haben. Wenn nur die Kirche nicht flüchtet aus ihrer eigenen Identität, indem sie nicht zugeben will, daß sie von Gott als die Erfüllung aller Prophezeiungen, auch der leiblichsten und materiellsten, gedacht ist! Nie dürfte sie sich ans Jenseits halten wollen, nie dürfte sie sich auf die Seele oder auf eine religiöse Privatheit beschränken. Wir müßten uns schon das volle Wort der Propheten zumuten lassen.

Dann wäre es nicht schlimm, wenn wir sagen müßten, alles habe zwar schon vor zweitausend Jahren begonnen, und im einen Menschen Jesus sei es auch schon irgendwie ganz dagewesen, aber zugleich sei es eigentlich immer gerade noch dabei,

anzufangen. Das in die Erde gesenkte Senfkorn gehe gerade erst auf. Der Sauerteig sei gerade erst unters Mehl gemischt worden. Die aufgehende Sonne schaue gerade erst über den Rand des noch nachtschwarzen Weltenhorizonts. Wir könnten durchaus die eingetretene Erfüllung proklamieren müssen und doch noch ganz und gar Hoffende sein, die noch die Herrlichkeit der Verheißung jugendfrisch vor sich sehen.

Das wäre alles vereinbar, wenn wir nur das Wort der Propheten nicht weiter durch unsere Entlastungssysteme verdunkelten und uns ganz von dem erfassen ließen, was im Ansatz schon da ist und jederzeit wie eine herrliche Blume aufgehen könnte: die eigentlich von Gott gemeinte, die Welt verwandelnde Kirche.

Norbert Lohfink, Frankfurt a. M.

DER AUTOR, Prof. Dr. Norbert Lohfink, hat kürzlich unter dem Titel *Die messianische Alternative* vier im letzten Jahr gehaltene «Advertsreden» veröffentlicht (Freiburg/Br.: Herder 1981, 94 Seiten, DM/Fr. 10.80). Das Bändchen – das den hier abgedruckten Artikel sehr gut ergänzen kann – geht mehreren «adventlichen Texten», vor allem aus dem Propheten Jesaja, entlang. Sie werden in oft überraschender Weise lebendig und aktuell.

## Die nicht nur den Leib, sondern den Geist töten ...

Luis E. Pellecer Faena SJ – Opfer des Einsatzes für Glauben und Gerechtigkeit in Guatemala

Die eingehende Darstellung des folgenden Falles rechtfertigt sich u. E. vor allem deshalb, weil ohne massive Reaktion der Weltöffentlichkeit die ernste Gefahr besteht, daß er – in Guatemala selber und darüber hinaus – Schule macht. Zudem gibt er Einblick in die schillernde Lage, in die in dieser Zone heute jedes Wirken unter und mit den Armen gerät, weil Gewalt und Gegengewalt sozusagen allgegenwärtig sind: In unseren gesicherten Verhältnissen dürfte es schwierig sein zu ermessen, welche Optionen und Gewissensentscheide solches Wirken dort Tag um Tag abverlangt und unter welchen Risiken – nicht nur für Leib und Leben – es erfolgt. – Die Übersetzung der erreichbaren Dokumente, Informationen und Stellungnahmen, deren Zusammenstellung und kritische Kommentierung besorgte Prof. Dr. Hans Zwiefelhofer, München. An der dortigen Hochschule für Philosophie, welcher er derzeit als Rektor vorsteht, ist er Professor für Sozialwissenschaften, Gesellschafts- und Entwicklungspolitik. Als solcher verfolgt er seit Jahren die Vorgänge in Lateinamerika, und zumal in Zentralamerika hat er sich schon öfters aufgehalten. Über «Kampf, Repression und Hoffnung in Guatemala» schrieb er in *Orientierung* 1979, S. 54ff. (Red.)

Fast vier Monate lang wußte niemand in Guatemala, wo sich der 35jährige Jesuitenpater *Luis Eduardo Pellecer Faena* befand und ob er überhaupt noch lebte. Am 9. Juni 1981 hatte der Pater um 14 Uhr seine Wohnung verlassen; im Auto fuhr er Richtung Zentrum der Hauptstadt Guatemala. Etwa 300 Meter vom Präsidentenpalast entfernt wurde sein Wagen von einem anderen Auto und einem Motorrad gestoppt. Nach Berichten von Augenzeugen überfielen sechs bewaffnete Männer den Pater, schlugen ihn bewußtlos und zerrten ihn in ihren eigenen Wagen. Das Auto von Pater Pellecer blieb mit laufendem Motor und offenen Türen stehen; es wurde später von der gefürchteten «Policia Judicial» abtransportiert; diese überbrachte dem Besitzer, der Ordensniederlassung, die Benachrichtigung. Am nächsten Tag fuhren um 19 Uhr zwei Autos vor einem Haus in Guatemala-Stadt vor, wo Pater Pellecer aus Sicherheitsgründen gelegentlich übernachtete. Nach Augenzeugenberichten drangen mehrere Männer in das Haus ein, brachten einen Jugendlichen um, dessen Leiche sie liegenließen, und nahmen einen weiteren mit. Für manche schien die Entführung von Pater Pellecer ein Rätsel, für andere war dieser Vorfall angesichts der repressiven Verhältnisse in Guatemala nicht ganz so überraschend. Immerhin hatte Pater Pellecer pastorale Tätigkeiten ausgeübt, die sein Leben in wachsende Gefahr brachten. Zunächst war er – neben der evangelischen Pastorin *Julia Esquivel* – Chefredakteur der inzwischen im Lande verbotenen öku-

menischen Zeitschrift «Diálogo»; als solcher knüpfte er Kontakte mit anderen Zeitschriftenredaktionen und kirchlichen Rundfunkanstalten in Lateinamerika. Für zahlreiche Gruppen von Jugendlichen war er als Seelsorger tätig, und außerdem unterstützte er die Selbsthilfebewegungen in den Elendsvierteln der Stadt. Da diese Zonen bekanntlich der elementarsten Einrichtungen und Dienste eines Gemeinwesens entbehren, gilt es für alles, Wasser, Licht, Hygiene usw., die Menschen von unten herauf zum solidarischen Handeln zu bringen und sie allmählich zu befähigen, ihre Rechte auch auf der politischen Ebene wahrzunehmen. Für all das bedarf es der Koordination, der Aufklärung und auch der Propaganda, und dafür stellte sich Pater Pellecer zur Verfügung. Je mehr aber in jüngster Zeit *Flüchtlinge aus El Salvador* in diese Viertel eindringen, fühlte er sich speziell zu ihrer Unterstützung gedrängt, und damit wurde sein Wirken erst so recht gefährdet: In der ersten Hälfte des Jahres 1981 konzentrierte sich nämlich die Aufmerksamkeit der von Regierung und Armee eingesetzten Sicherheitsdienste zunehmend auf jene, die an den Kämpfen in El Salvador teilgenommen hatten. Dieser Umstand führte dazu, daß der Provinzial der zentralamerikanischen Jesuiten, Pater *César Jerez*, sowie mehrere Mitbrüder Pater Pellecer nahelegten, das Land zu verlassen. Unter Hinweis auf die Ausblutung Guatemalas durch Ermordung und Ausweisung von Priestern und Ordensleuten und unter Berufung auf sein persönliches, in seiner apostolischen Spiritualität verwurzeltes Engagement für die Armen lehnte jedoch Pater Pellecer eine Ausreise aus dem Land ab. Während er noch wenige Tage und Stunden vor seiner Entführung bat, man möge ihm seine Arbeit in Guatemala doch nicht nehmen, ließ er in seinen Äußerungen zugleich erkennen, daß er um sein Leben bangte.

### Eine seltsame «Bekehrung»

Trotz intensiver und wiederholter Versuche war es nun also weder den Eltern und Freunden, noch den Bischöfen, Ordensoberen und kirchlichen Organisationen gelungen, den Aufenthaltsort des Paters zu erfahren und mit ihm direkt oder indirekt Kontakt aufzunehmen. Da, am 30. September 1981 – 113 Tage nach seinem Verschwinden –, wurde, für alle höchst überraschend, vom «Ministerio de Gobernación» im Beisein von Mitgliedern der Regierung den Bischöfen des Landes, Repräsen-

tanten der Universitäten und Mitgliedern des Diplomatischen Korps sowie der internationalen Presse Pater Pellecer vorgeführt. Er gab vor ihnen Erklärungen ab, die dann vom Fernsehen ausgestrahlt wurden und über Presse und Rundfunk eine schnelle und weite Verbreitung in Mittel- und Südamerika fanden. Erst später wurde bekannt, daß den Bischöfen Guatemalas noch vor der Präsentation in persona ein Videoband von Pater Pellecer abgespielt worden war, dessen Inhalt mit den danach öffentlich abgegebenen Erklärungen völlig übereinstimmte. Eine Woche später, am 7. Oktober, wurde in Guatemala-Stadt eine zweite «Pressekonferenz» mit Pater Pellecer abgehalten.

Pater Pellecer stellte sich selber vor als Guatemalteke und Jesuitenpater sowie als Mitglied des «Ejército Guerrillero de los Pobres», letzteres bis zum 8. Juni 1981, «bis zu jenem Tag und Monat, als ich die Entscheidung traf, mich freiwillig den Sicherheitskräften zu übergeben, um mein subversives Leben, meine Mitgliedschaft im Ejército Guerrillero de los Pobres zu beenden». Die Entführung am 9. Juni 1981 sei fingiert gewesen, es habe sich um eine Selbstentführung gehandelt, die mit Hilfe eines alten Freundes, der bei den Sicherheitskräften arbeite, geplant worden sei.

Als erste Erklärung für sein früheres Verhalten verwies P. Pellecer auf die lateinamerikanische «Theologie der Befreiung» im Sinne der Konferenzen von Medellín und Puebla. Diese theologische und pastorale Richtung habe «dem ganzen armen Volk einen neuen Jesus vorgestellt, einen vollkommen anderen Jesus als den, den wir im Bibel- und Katechismus-Unterricht zur Vorbereitung auf die Erstkommunion kennengelernt haben»:

Ein «rebellischer Jesus, ein Jesus, der gegen das kapitalistische System opponiert, ein revolutionärer Jesus ... Jesus, der als Gott-Mensch einzig und allein und exklusiv die Erlösung für das Volk verkündet hat ... und der die Rettung des Reichen, des Mächtigen, des Menschen, der sich auf der Seite der Regierung befindet, außerhalb jeder Möglichkeit gelassen hat».

Dazu sei nach seiner Meinung die Interpretation der Verheißungen vom *Reich Gottes* gekommen:

«Man unterstellt, der Vater habe Jesus mit dem Auftrag zur Erde gesandt, ein Reich zu gründen; ein Reich, das wir – vor allem die Jesuiten und besonders meine Generation – identifizieren mit einem Reich, das dem Sozialismus entspricht, ein Reich, das uns verpflichtet, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen, wofür wir offensichtlich die Macht benötigten .... Es war eine neue Moral, die man aus dieser Sicht predigte, und das einzig Wichtige und Absolute war für uns die Revolution, der Sozialismus, und alles andere würde hinzukommen.»

Als zweite und dritte «Waffe», die er handhabte, nannte P. Pellecer das Instrumentarium des Marxismus-Leninismus und die Option des Jesuitenordens für die Armen und Unterdrückten. Aus diesen drei Waffen habe sich ergeben: «ein neues Evangelium und ein neuer Jesus ..., eine polarisierte Kirche, der Hierarchie entfremdet, weit entfernt von allen traditionellen Prinzipien der Moral ...». Dem Aufweis seiner Tätigkeit in El Salvador, in Nicaragua und in Guatemala nach den Richtlinien dieses «neuen Evangeliums» und dieser Option der Gesellschaft Jesu ließ Pater Pellecer ein Bekenntnis seiner Mitschuld und die inständige Bitte um Vergebung folgen: Er habe indirekt die Gewaltanwendung gefördert, sein Weg sei ein Irrtum gewesen, und er habe sich nun bekehrt.

Eingehend schilderte P. Pellecer, wie er in Kontakt mit dem «Ejército Guerrillero de los Pobres» (EGP) und zur Mitgliedschaft (während 17 Monaten) in dieser, wie er sagte, größten von vier Befreiungsbewegungen in Guatemala<sup>1</sup> gelangt sei. Zuerst war er in der allgemein bekannten «*Coordinadora de pobladores*», einer Zentrale zur Koordination von lokalen Selbsthilfegruppen genossenschaftlicher Art (sowohl in Stadtteilen wie auf dem Lande), tätig: Diese Gruppen sind heute de facto in die genannte Befreiungsbewegung EGP integriert. Später war Pellecer Mitglied einer «Comisión Nacional de Propaganda», die Pro-

pagandaschriften verbreitet und Impulse an die Basis weitergibt. Er nannte noch drei Mitglieder mit Namen (darunter einen weiteren Jesuiten), mit denen er da zusammenarbeitete; zugleich ließ er aber erkennen, daß es sich nicht etwa um eine wirklich zentrale Stelle handelte, die ihm Übersicht über die ganze Organisation gewährt hätte. Denn P. Pellecer war, wie er mehrmals betonte, nur «Mitarbeiter» (colaborador), nicht «*militante*» des EGP. Der Status eines «*militante*» impliziert mindestens die Bereitschaft – die nicht unbedingt in die Tat umgesetzt wird –, sich dem EGP vollzeitlich zur Verfügung zu stellen: vermutlich ist auch eine militärische Ausbildung und das ständige Tragen einer Waffe damit verbunden. Pellecer hat diesen Schritt nie vollzogen, obwohl ihm – auch wegen seiner persönlichen Sicherheit – dazu mehrmals, wie er sagte, geraten worden sei: Sozusagen im Gegenschritt zu einer solchen, früher oder später – vielleicht auch gerade damals – anstehenden Entscheidung sei dann seine Bekehrung erfolgt.

Zum Abschluß seiner Erklärungen formulierte P. Pellecer einige Empfehlungen für die Kirche und den Jesuitenorden. Weil er die bisher von ihm und von den Jesuiten verfolgte Linie der Theologie und Pastoral für einen Irrtum halte, wolle er den Orden verlassen und sich einem Diözesanbischof anschließen; sollte er keinen Bischof finden, wolle er als Ingenieur seinem Volk dienen. – Der ihn vorführende Minister garantierte P. Pellecer persönliche Sicherheit und die Möglichkeit, das Land zu verlassen, wann immer er es wünsche. P. Pellecer seinerseits äußerte bei einer der Vorführungen den Wunsch, bald nach Argentinien auszureisen.

### Erste Folgen und Stellungnahmen

Im Anschluß an die ausführlichen Erklärungen im Umfang von etwa 16 Manuskriptseiten, die P. Pellecer auswendig und ohne jede Unterbrechung vortrug, folgte eine Pressekonferenz. Die Fragen der Journalisten betrafen einzelne Aspekte der Tätigkeit der Jesuiten in Guatemala, El Salvador und Nicaragua, die Aktivitäten des «Ejército Guerrillero de los Pobres», die persönliche Zukunft von P. Pellecer sowie die Tätigkeit belgischer Ordensschwesterinnen. P. Pellecer entsprach dem Informationsbedürfnis der Fragenden und ergänzte seine grundsätzlichen Ausführungen durch genauere Angaben; allerdings kam dabei die eigentliche Problematik der Selbstentführung und der persönlichen Bekehrung nicht zur Sprache.

Nach der Vorführung von P. Pellecer begann seitens der Regierung alsbald bei verschiedenen Gruppierungen und Erziehungsinstitutionen, die von ihm erwähnt worden waren, eine Welle von Durchsuchungen. Ja, einige Personen, die in der Jugendarbeit mit ihm Kontakt hatten, sind nun ihrerseits verschwunden oder gar inzwischen getötet worden.

Die *Bischöfe von Guatemala* baten in einer nicht in jeder Beziehung eindeutigen, teilweise schillernden Verlautbarung, man möge wegen der Aussagen von P. Pellecer nicht die ganze Kirche verfolgen. Der Text äußert sich nicht über eine denkbare Verletzung der elementaren Rechte des Paters, läßt aber auf Seiten der Bischöfe Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Erklärungen von P. Pellecer vermuten. So, wenn ausdrücklich gesagt wird, daß die Bischöfe «auf die Besonnenheit, den gesunden Menschenverstand und das kritische Urteil» des guatemalteckischen Volkes vertrauen und «der Geist des Glaubens und der Gelassenheit» bei den Gliedern der Kirche Guatemalas als Trost für die Bischöfe bezeichnet wird. Auf einige konkrete Aussagen von P. Pellecer geht die Verlautbarung direkt ein; so wird deutlich darauf hingewiesen, – daß die Konferenzen von Medellín und Puebla auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil aufbauen und die Kirche nicht auf den Weg subversiver Gewaltanwendung geführt haben, – daß die Basis-Organisationen nicht einen ersten Schritt zur Subversion bedeuten und – daß diejenigen, die die Laienämter der «Boten des Wortes Gottes» (delegados de la palabra) ins Leben gerufen haben, nicht vom rechten Weg abgewichen sind.

Die propagandistische Benützung der Erklärungen von P. Pellecer beschränkte sich nicht auf Guatemala. In *El Salvador* begann alsbald eine Kampagne sowohl in der Presse als auch mit Flugblättern, und zwar gegen die Jesuiten, gegen die Kirche und gegen Bischof *Arturo Rivera Damas* von Santiago de María, Apostolischer Administrator des Erzbistums San Sal-

<sup>1</sup> Genaue Informationen, so erklärte P. Pellecer, habe er weder über die Mitgliederzahl – er schätzt sie auf rund 8000 – noch über die Finanzierungsquellen der EGP.

vador. Am 22. Oktober wurde in der *Militärakademie von San Salvador* ein weiterer Auftritt von P. Pellecer organisiert. Neben einigen Militärs und Sicherheitskräften nahmen die Bischöfe von El Salvador, der Apostolische Nuntius sowie auch noch der Provinzial der Jesuiten von Zentralamerika teil. Doch bereits nach der ersten Vorführung in Guatemala hatte Bischof Rivera in seiner Sonntagspredigt vom 4. Oktober darauf hingewiesen, daß sich «nach Zeugnissen, die uns erreicht haben, bei P. Pellecer Symptome von Drogen und Folterungen zeigten».

Die *zentralamerikanische Provinz der Jesuiten* (Sitz in El Salvador) stellt zu den Erklärungen von P. Pellecer in einem Communiqué vom 2. Oktober folgendes fest:

▷ «Die Gesellschaft Jesu akzeptiert diese Erklärungen nicht als authentisch: sie wurden – das muß man aufgrund von Indizien vernünftigerweise sagen – nicht freiwillig, sondern unter schwerster Pression abgegeben.»

## Momente des Verdachts einer «Gehirnwäsche»

Die Erklärungen von P. Pellecer, seine Vorführung durch die Regierung und die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, lassen schwere Verdachtsmomente aufkommen. Sie betreffen die Freiheit des Paters bei seinen Erklärungen und folglich deren Gültigkeit, die Wahrheit und Interpretation seiner Ausführungen und die wahre Absicht solcher Erklärungen, seien sie gültig oder ungültig, wahr oder falsch.

► Der fundamentale Verdacht liegt darin begründet, daß absolut nicht geklärt ist, was mit P. Pellecer während der 113 Tage geschah, als er in der Gewalt der Sicherheitsorgane war, und warum er erst nach so langer Zeit wieder auftauchte. Allen, die sich nach P. Pellecer erkundigten – seinen Eltern und Freunden, seinen Oberen und Mitbrüdern, den kirchlichen Autoritäten in Guatemala sowie internationalen Menschenrechtsorganisationen –, wurde wiederholt und systematisch versichert, daß er sich nicht in Händen der Sicherheitsorgane befinde. Kein Rechtsanwalt konnte zu ihm kommen, weil man seine Anwesenheit leugnete; kein Arzt konnte seine physische und psychische Verfassung sowie die Behandlung durch die Sicherheitskräfte überprüfen. Diese systematische Abschirmung von P. Pellecer durch so lange Zeit hindurch läßt es unwahrscheinlich erscheinen, daß er während seines Aufenthalts bei den Sicherheitskräften wirklich frei war und daß die Sicherheitskräfte nichts zu verbergen haben.

### Was geschah während der 113 Tage?

P. Pellecer selbst hat absolut nichts darüber gesagt, was er in den 113 Tagen getan hat, während er in seinen Erklärungen auf andere Themen sehr weitschweifig und detailliert einging. Er hat nichts darüber gesagt, wie er die 24 Stunden jeden Tages verbrachte, mit wem er reden konnte und mit wem nicht, welchen Zugang er zu Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen hatte. Ein Hinweis auf die Bedingungen, denen P. Pellecer unterworfen war, ist der Tatsache zu entnehmen, daß er in seinen Erklärungen sagte, bis zum 30. September nichts von der Entführung von P. *Carlos Pérez Alonso SJ*<sup>2</sup> gewußt zu haben, die bereits am 2. August geschah und national wie international ein breites Echo in den Massenmedien fand. In seinen Erklärungen berichtet P. Pellecer, daß er von den Sicherheitskräften gut behandelt worden sei, sie als seine wahren Brüder entdeckt und zu keiner Zeit Folterungen, schlechte Behandlung oder Drogen erlitten habe. Es ist auffällig, daß P. Pellecer erklärt, was nicht geschah, während er nichts über das berichtet, was wirklich geschah. Jedem Kenner der Praktiken der Sicherheitskräfte müssen seine Aussagen als sehr unwahrscheinlich erscheinen. Völlig unverständlich ist, daß P. Pellecer bis zur Abgabe der Erklä-

<sup>2</sup> P. Pérez Alonso war Krankenhausseelsorger. Er wirkte u. a. an der Militärklinik.

▷ Sie «protestiert gegen die Manipulation in der Verbreitung dieser Erklärungen und sieht in dieser Tatsache einen weiteren Akt der Verfolgung: sie ist in diesem Fall besonders niederträchtig wegen der Art, in der die Würde einer Person mit Füßen getreten und die Sendung der Kirche beschimpft wird. Dieser Vorfall reiht sich ein in die Ermordungen, Entführungen, Folterungen, Einkerkierungen, Ausweisungen, Verleumdungen und Gewaltakte gegen viele Jesuiten in Zentralamerika; der Grund liegt in ihrer Treue gegenüber der heutigen Sendung der Gesellschaft Jesu: Dienst am Glauben und Förderung der Gerechtigkeit.»

Auch die *Kurie des Jesuitenordens in Rom* verurteilte die «Manipulation, die man mit der Person von P. Pellecer treibt». Sie forderte, er sei «mit den kirchlichen Autoritäten in Kontakt zu bringen und ihnen in Freiheit zu überlassen». Falls er aber unter Anklage stehe, verbrecherische Handlungen begangen zu haben, so solle man ihn vor Gericht stellen: «unter Wahrung der Grundsätze des Völkerrechts und unter Respektierung seiner Rechte als Person».

rungen über seine «Bekehrung» 113 Tage gebraucht hat, obwohl er nach eigenen Angaben schon am Tag der Selbstentführung «bekehrt» war. Es hätte sicher eine kürzere Zeitspanne genügt, um seine Erklärungen auszuarbeiten, zumal sie mehr auf die Abkehr von der Vergangenheit ausgerichtet waren als auf die Ausarbeitung neuer Ideen und Pläne. Außerdem ist unverständlich, daß jemand, der die positive Erfahrung einer Bekehrung durchgemacht hat, nicht versucht hätte, sich mit seinen Familienangehörigen und Freunden in Verbindung zu setzen, um ihnen die entsetzliche Angst und Ungewißheit zu nehmen, von der P. Pellecer ohne Zweifel wissen mußte.

Die Regierung von Guatemala hat absolut nicht darüber erklärt, was in den 113 Tagen geschah und warum die Anwesenheit von P. Pellecer bei den Sicherheitskräften so lange verleugnet worden ist.<sup>3</sup> Welchen physischen und psychischen Bedingungen P. Pellecer unterworfen war, konnten auch seine Familienangehörigen und seine Ordensoberen nicht erkunden, weil man ihnen den Zugang zu P. Pellecer verbot und weiterhin verbietet. Daher bleibt der schwere Verdacht, daß die Erklärungen P. Pellecers nicht freiwillig geschahen und seine menschlichen Rechte und seine physische wie psychische Integrität mit Füßen getreten worden sind.

### Ungewöhnliches Auftreten

► Vom physischen Erscheinungsbild von P. Pellecer im Fernsehen hatten die meisten einen normalen Eindruck; nur sein Gesicht schien etwas geschwollen. Einige der Bischöfe von Guatemala, die während einiger Minuten die Möglichkeit hatten, P. Pellecer persönlich zu begegnen, berichteten, er sei ihnen wie unter der Einwirkung von Drogen vorgekommen. P. Pellecer selbst schien nur einen der Bischöfe wiederzuerkennen. Für die meisten, die seine Erklärungen hörten oder sahen, war die Sprechweise von Pater Pellecer äußerst überraschend. Sie gewannen den Eindruck, daß er eine gelernte und ausgefeilte Darlegung aus dem Gedächtnis hersagte. Seine Konzentration im Sprechen, ohne Pausen und ohne merklich Luft zu holen, seine monotone Stimmführung während so langer Zeit mit Ausnahme einiger kurzer Augenblicke, wo er bewegt schien, seine Versessenheit, auch nicht das kleinste Datum zu vergessen, das seine Bekehrung und sein früheres Verhalten erklären könnte, vermittelten den Eindruck einer auswendig gelernten Lektion. In den Antworten auf die Fragen schien er entspannter, spontaner und weniger aus dem Gedächtnis formulierend; allerdings wurden ihm keine verfänglichen Fragen gestellt.

<sup>3</sup> Es wurden sogar – wohl um weiteren Nachforschungen über den Aufenthaltsort von P. Pellecer einen Riegel vorzuschieben – falsche Nachrichten über dessen angeblichen Tod verbreitet. So hieß es u. a., der höchste Polizeioffizier des Landes habe ihn mit einem Genickschuß getötet.



Nach dem Presseauftritt von P. Pellecer in San Salvador zeigte sich der Provinzial der zentralamerikanischen Jesuitenprovinz, P. César Jerez, überrascht über die fromme Redeweise, die Künstlichkeit und Zusammenhanglosigkeit der Argumente in wichtigen Punkten, über zahlreiche Wiederholungen und eine zur Schau gestellte Demut. Obwohl P. Pellecer den Provinzial herzlich umarmte und die in Guatemala geäußerten Anklagen gegen den Orden trotz wiederholter und gezielter Fragen nicht wiederholte, gab es für P. Jerez eine Reihe von Anzeichen, daß ihm ein anderer als der ihm seit Jahren vertraute Pater Pellecer begegnete.

Auch andere, die Pater Pellecer seit Jahren gut kannten, äußerten die Überzeugung, daß sein physisches Erscheinungsbild, sein äußeres Verhalten und die Anzeichen seines psychischen Zustands sehr verschieden von dem gewesen seien, was sie bisher von ihm gekannt hätten.

### Im Widerspruch zu den Tatsachen

► In den Erklärungen von Pater Pellecer finden sich Punkte, die offensichtlich nicht den Tatsachen entsprechen. So irrte er sich in der Übersetzung der Abkürzung einer Institution des Jesuitenordens, mit der er viele Jahre zusammengearbeitet hatte. Wiederholt behauptete er, mehr als vier Monate, nämlich 122 Tage, bei den Sicherheitskräften verbracht zu haben; es waren jedoch nur 113 Tage. Der auffallendste Fehler betrifft seine Studien. Es ist nicht richtig, daß Pater Pellecer, wie er in seinen Erklärungen behauptete, vier Lizentiate erworben und Studien der Ingenieurwissenschaft in der von Jesuiten geführten Universidad Iberoamericana in Mexiko gemacht und abgeschlossen hat. P. Pellecer hat niemals Ingenieurwissenschaften studiert, und seine Schwierigkeit, mit Zahlen umzugehen, war sprichwörtlich. Ein solcher schwerwiegender Irrtum, noch verstärkt durch die Aussage, er wolle, wenn ihn kein Bischof annehme, seinem Volk als Ingenieur dienen, läßt den schweren Verdacht fehlenden Bewußtseins der eigenen Persönlichkeit aufkommen. Es ist sehr naheliegend, daß diejenigen, die P. Pellecer «umpolten», ihm ohne Nachfrage unterstellten, er sei wirklicher Ingenieur, führte er doch «el ingeniero» unter den Leuten als Spitz- bzw. Tarnnamen.

Zu den fragwürdigen Punkten in den Erklärungen von P. Pellecer gehört vor allem das, was er über seine Entführung sagte. Nach seinen Ausführungen handelte es sich um eine «Selbstentführung», die mit einem alten Freund, der mit den Sicherheitskräften arbeitet, vorbereitet worden wäre. Er nennt keine Einzelheiten, obwohl es dafür detaillierte Zeugnisse gibt; er erklärt nicht, warum er einen so komplizierten, mißverständlichen und – zumindest für seine Angehörigen – so grausamen Weg gewählt hat, um sich den Sicherheitskräften zu übergeben. Seine Schilderung der Entführung stimmt logisch nicht mit dem überein, was die Zeugen dieses Vorfalls berichten. Nach deren Darstellung verlief die Entführung gewaltsam; P. Pellecer wurde, weil er sich am Lenkrad festklammerte, geschlagen und verlor das Bewußtsein. Man kann nicht verstehen, daß eine Selbstentführung so hätte verlaufen müssen. Schließlich gibt es das Zeugnis verschiedener Freunde und Mitbrüder, die Tage und Stunden vor der Entführung mit P. Pellecer sprachen. Für sie gab es keinerlei Anzeichen dafür, daß sich P. Pellecer in einem Prozeß der Gesinnungsänderung bzw. der Unsicherheit über seine persönlichen Ziele befunden hätte.

### Identifikation mit den Henkern

► Die ideologischen Argumente, mit denen P. Pellecer seine Bekehrung begründete, klingen für diejenigen, die ihn gut kennen, unwahrscheinlich. Das gilt schon für die Annahme, daß er die pastorale, ekklesiologische und theologische Richtung von Medellín, Puebla und der Theologie der Befreiung zurückweise, viel mehr aber noch für die Behauptung, daß er die gegenteilige Position eingenommen hätte. Besonders befremdend

Ich suche einen Nachfolger!

## Als **Jugendarbeiter**

des Zweckverbandes für Jugendarbeit im Dekanat Zurzach (Kanton Aargau) lege ich nach dem Ostertreffen 1982 meine Arbeit nieder.

Für die Amtsübergabe suche ich einen Nachfolger mit

- großer Erfahrung (evtl. auch Ausbildung) in der Arbeit mit schulentlassenen Jugendlichen in Pfarrei und Region,
- einem kräftigen Schuß Einsatzfreude
- und der Bereitschaft zum Teamwork mit meiner Mitarbeiterin.

Mich dünkt, es stehen noch viele Fragen offen. Im Gespräch mit Dir will ich gerne versuchen, sie zu klären. Du erreichst mich unter Telefon (056) 49 31 85.

Auch der Präsident unseres Zweckverbandes, Herr Werner Richli, Sonnenrain, CH-5426 Lengnau, Telefon (056) 51 1364, gibt gerne Auskunft. An ihn sind auch die schriftlichen Bewerbungen zu richten.

Fesi Landolt, Jugendarbeit Dekanat Zurzach

wirkte in diesem Zusammenhang die Aussage von P. Pellecer, er schätze und lobe die derzeitige Politik der Regierung und die Tätigkeit der Sicherheitskräfte; eine «Bekehrung» solchen Ausmaßes liegt wohl außerhalb des Wahrscheinlichen. Nach so langer Zeit, die für die Ausarbeitung der Erklärungen in Anspruch genommen wurde, ist es erstaunlich, daß P. Pellecer viel deutlicher herausstellt, wovon er sich abwendet, als das, woraufhin er sich «bekehrt» hat. Und in dem, was der Pater kritisch über seine Vergangenheit äußert, sind seine Worte und Argumente der Propaganda der Regierung von Guatemala sehr ähnlich. So stellte Radio Exterior de España am 6. Oktober fest, daß «seine Erklärungen überraschenderweise identisch sind mit der These über die Guerilla und über die religiösen Orden in Zentralamerika, wie sie von der Regierung in Guatemala propagiert und aufdringlich oft wiederholt wird».

In der Tat enthalten die Erklärungen von P. Pellecer gerade und lückenhaft jene Argumente, wie sie von den Gegnern der Kirche und des Jesuitenordens benutzt werden: die Verurteilung der «bedrohlichen» Lehre der Kirche und der negativen und sich ausbreitenden Wirkung der Träger der Pastoral (Priester, Ordensleute, Boten des Wortes, Katechisten); die Kritik an den Tätigkeiten der Kirche im Bereich der Erziehung (katholische Kollegien), der Caritas, der Programme der menschlichen Förderung und Entwicklung und schließlich die Kritik an der Unterstützung aus dem Ausland.

Was sagen Fachleute, die sich mit den seit den späten 40er Jahren in Ländern des Ostblocks (der Fall Mindszenty in Ungarn!) und seither in der UdSSR und in China bekanntgewordenen Fällen von Gehirnwäsche beschäftigt haben? Sie bezeichnen einen solchen Wandel des Denkens nach dem Vorbild derer, die die Persönlichkeit eines Menschen verändern, als (neue) *Identifikation*, die eine notwendige und logische *Konsequenz der persönlichen Desintegration* ist. Auch die einer solchen Identifikation vorausgehenden Schritte, die die wissenschaftliche Erforschung des Phänomens «Gehirnwäsche» herausgefunden hat, treffen im Fall von Pater Pellecer zu und spiegeln sich in seinen Erklärungen: totale Trennung von der Umwelt, subjektive Überzeugung von der Schuldhaftigkeit des eigenen Verhaltens, Widerruf der bisherigen Denk- und Verhaltensweisen als einzige Hoffnung auf Überleben. So ist die Wahrscheinlichkeit äußerst groß, daß es sich bei P. Pellecer um Manipulation seiner Persönlichkeit handelt und seine Erklärungen nicht Ausdruck einer «Bekehrung», sondern Folge verbrecherischer Pression sind.

Es ist auffällig, daß P. Pellecer alle öffentlichen Auftritte und sogar die Begegnung mit seinem leiblichen Bruder mit den Worten begann: «Ich bin Pater Luis Eduardo Pellecer». Nie benutzte er den Namen «Cuache», unter dem er allgemein bekannt war und der von ihm selbst früher oft gebraucht wurde.

## Das vierfache Interesse der Regierung

Die Tatsache, daß die Erklärungen von P. Pellecer wiederholte Male durch Rundfunk und Fernsehen in Guatemala und in El Salvador verbreitet worden sind, deutet darauf hin, daß das Auftauchen und die Erklärungen des Paters in der Absicht inszeniert wurden, den Interessen der Regierung und bestimmter regierungsfreundlicher Kreise zu dienen. *Erstens* dient es der Regierung zu ihrer Entlastung, wenn sie darauf hinweisen kann, sie sei am Verschwinden eines Priesters unschuldig: indirekt läßt sich das dann von der Ermordung und Entführung von Priestern und kirchlich engagierten Laien überhaupt denken; bisher sind zwölf Priester und eine große Anzahl von vornehmlich an der Basis tätigen kirchlichen Führungskräften in Guatemala ermordet oder entführt worden. *Zweitens* bietet der «Fall Pellecer» eine offensichtliche Rechtfertigung für jegliche in Vergangenheit und Zukunft praktizierte Verfolgung von kirchlichen Gruppierungen, die gegen Ungerechtigkeit kämpfen, die Option für die Armen praktizieren und die Menschenrechte verteidigen. *Drittens* ist es vorteilhaft und eventuell überzeugender, in den Erklärungen eines Jesuitenpaters jene Argumente zu finden, die in den Kampagnen gegen bestimmte Gruppierungen der Kirche eine zentrale Rolle spielen: Die seit Medellín entwickelte Theologie und Pastoral widerspreche dem überlieferten Glaubensgut und führe notwendig zur Gewaltanwendung; die Erziehungsinstitutionen der Kirche seien für die Propagierung dieser neuen Ideen verantwortlich und schuldig; die Subversion in Zentralamerika benütze den Korridor von Belize; die militärische Erstürmung der gewaltlos besetzten Spanischen Botschaft und das dort dann durchgeführte Massaker falle in die Verantwortung einheimischer Terroristen. *Viertens* soll der «Fall Pellecer» dazu dienen, die schon bisher praktizierte und in der «Doktrin der nationalen Sicherheit» verwurzelte Strategie zu rechtfertigen und zu verstärken. Nach dem Konzept der nationalen Sicherheit ist Kirche und Religion ein Faktor der Macht in der Totalstrategie gegen innere und äußere Feinde des Staates. Regime der nationalen Sicherheit suchen deswegen die Zusammenarbeit mit der Kirche. Die Kirche soll dem Staat bei der ideologischen Kampagne gegen den Kommunismus helfen; der Staat garantiert dafür der Kirche die eigene Sicherheit und eine Reihe von Privilegien. Die Kirche soll also eine dem Militär analoge Rolle spielen: die Bevölkerung unter Kontrolle halten und für nationale Ziele kämpfen.

## Im Namen des Kampfes gegen den Kommunismus

In dem Maß, in dem die lateinamerikanische Kirche sich für die Armen, für die Menschenrechte der Indios und Landarbeiter und für sozialen Wandel aussprach und engagierte, stellte sie die Staatslehre der nationalen Sicherheit in Theorie und Praxis in Frage. Der daraus erwachsende Konflikt mit Militärdiktaturen war unvermeidlich und führte dazu, daß die Vertreter der nationalen Sicherheit diese nachkonziliare Kirche als antichristlich bezeichneten, weil marxistische Prinzipien und kommunistische Elemente in sie eingedrungen seien. Man respektiert zwar weiterhin die Kirche als Institution, versucht jedoch, ihre Sendung dort anzugreifen und zu behindern, wo man solche angeblichen marxistischen Prinzipien und kommunistischen Elemente «aufweisen» kann. Deswegen richtet sich die Verfolgung – im Namen des Kampfes gegen Kommunismus und Subversion – gegen solche Priester, Ordensfrauen und Laien, die in sozialreformerischen Gruppierungen, Institutionen und Organisationen wirken, sowie gegen jene, die Adressaten des sozialen Engagements der Kirche sind. Der «Fall Pellecer» ist für die Propaganda der Regierung ein gutes Beispiel dafür, daß die Politik der nationalen Sicherheit gegenüber der Kirche berechtigt sei und durchaus Grund bestehe, den Kampf gegen antichristliche und staatsfeindliche Einzelpersonen und Gruppierungen der Kirche zu intensivieren und auszuweiten.

Man kann nicht ausschließen, daß der «Fall Pellecer» im Kontext der Verfolgung der Kirche in einigen Ländern Zentralame-

rikas eine jetzt einsetzende neue Methode darstellt. Bisher bestand trotz aller Massivität und Grausamkeit eine Grenze: das Recht auf die eigene Persönlichkeit. Der Tragödie der «Verschwundenen» scheint die Tragödie der «Aufgetauchten» zu folgen; die Grenzen der Repression sind ausgedehnt worden, und man muß Furchtbare ahnen. Man will jene, die nicht konform sind, Furcht lehren vor denen, die den Leib töten können – und jetzt außerdem auch noch den Geist. Für die Kirche und insbesondere für den Jesuitenorden, deren Lehren und Aktivitäten zunehmend als explosiv und deswegen als untragbar angesehen werden, ist abzusehen, daß die Opfer des Dienstes am Glauben und der Förderung der Gerechtigkeit zunehmen werden. Schon jetzt besteht berechtigte Angst um das Leben von P. Pellecer; er wird als «Fall» bald an Nutzen verlieren, und was liegt dann näher, als ihn zu beseitigen, bevor er selbst zur Aufdeckung eines Verbrechens an seiner Person beitragen kann? Vielleicht ist das Leben von P. Pellecer nur zu retten, und vielleicht sind weitere «Fälle» dieser Art nur zu verhindern, wenn Kirche und Weltöffentlichkeit so entschieden und gezielt reagieren, daß die Urheber solcher Verbrechen an den Pranger gestellt werden. Und dies ist umso notwendiger, als im Namen des Antikommunismus Methoden angewandt werden, die gerade zum Verabscheuungswürdigsten des etablierten Kommunismus gehören. Wie kann dieser noch als «Feind» bekämpft werden, wenn man das Schlimmste, was er allenfalls bringen könnte, bereits jetzt erleiden muß?

Hans Zwiefelhofer, München

## Um des Friedens willen

### Umstrittenes Missionsjahrbuch

Seit mehr als einem Monat bringen Hunderttausende von Frauen und Männern in Massendemonstrationen ihre Sorge um persönliche und öffentliche Sicherheit, um ein lebenswertes Leben, um Angstverminderung im zwischenmenschlichen und zwischenstaatlichen Bereich zum Ausdruck. Die westeuropäischen Großstädte Bonn, Rom, London, Paris, Brüssel, Madrid und Antwerpen – aber auch osteuropäische Zentren wie Ost-Berlin<sup>1</sup>, Danzig und Warschau – wurden Zeugen dieser Grundstimmung in der europäischen Bevölkerung. Mütter, Väter, junge Menschen, Kirchenvertreter, Politiker und Gewerkschaftler fordern die Machthaber im Osten wie im Westen auf, umfassende Bedingungen zur Konfliktkontrolle und zur Überlebenssicherung zu schaffen. In einer solchen grenzüberschreitenden Solidarität kann das Freund-Feind-Schema nicht mehr als ausschließlicher Interpretations-Raster dienen – weniger denn je für jene Menschen, die sich in ihren konkreten Entscheidungen nicht nur von pragmatischen und militärstrategischen Kriterien der Realpolitik leiten lassen wollen, sondern auch im Problemfeld der Sicherheitspolitik als Christen handeln möchten. Der christliche Lebensstil ist ja von einem Auftrag geprägt, der in allen Gesellschaftsordnungen mit ihren psychischen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen Strukturen (Mt 28, 19: «Gehet und machet alle Völker zu Jüngern») Hoffnung aufrichtet. Das ist die Sendung der Kirche – ihre Mission: in der Nachfolge Jesu Christi so in den Lauf der Gesellschaft einzugreifen, daß die Menschen wieder Menschen (und nicht Maskenträger, denn «bei Gott ist kein Ansehen der Person», vgl. Röm 2, 11) und die Dinge wieder Dinge (und nicht tyrannisierende Idole, denn «unser Kampf geht wider die Gewalten und Mächte», vgl. Eph 6, 12) sein dürfen. Das Ziel dieses Auftrages ist nicht blutbedingt, stammesgebunden oder national eingegrenzt. (Fortsetzung auf der übernächsten Seite)

<sup>1</sup> Vgl. dazu «Kirchen der DDR für Vorleistung bei Abrüstung» (Beschlüsse der Synoden der Kirchengemeinschaften in Greifswald, Sachsen, Görlitz und Mecklenburg) in: Tages-Anzeiger vom 10. November 1981.

# DISKUSSION: VERTEIDIGUNGSKONZEPT UND ETHIK

Zu: «Sicherheit durch Selbstmorddrohung» von Th. Hoppe in Nr. 13/14, S. 155ff.

Die folgende Zuschrift stammt von zwei Mitgliedern der *Weltkonferenz der Religionen für den Frieden* (WCRP): *Dr. Maria A. Lücker* ist deren Vizepräsidentin und leitet das Europäische Sekretariat (Bismarckstraße 25, D-5300 Bonn 1). *Karlheinz Koppe* ist Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung, sowie Beauftragter für Fragen der Abrüstung und Sicherheit in *Pax Christi* (Deutsches Sekretariat: Windmühlstraße 2, D-6000 Frankfurt 1). (Red.)

## Zuschrift: Doppeltes Dilemma

In dem Beitrag von *Thomas Hoppe* wird eine ausgezeichnete Darstellung des *Abschreckungsdilemmas* gegeben, leider ohne jede ethische Problematisierung. Es ist jedoch fragwürdig, ob eine allgemeine Öffentlichkeit, die kritische Jugend oder religiös motivierte Mitbürger mit einer solchen rein technisch-rationalen Erläuterung erreicht werden. Das, ohne Zweifel, auch wichtige Aufzeigen der inneren logischen Widersprüche der Abschreckungsstrategie bleibt vordergründig, wenn nicht auch die sittlichen Aspekte aufgezeigt werden, d. h.: wie steht es mit dem sittlichen Gebot, demzufolge es einem Christen (aber auch den Angehörigen der meisten anderen Religionen) aufgegeben ist, auf Vergeltung zu verzichten? Die Strategie der Abrüstung aber stützt sich ausdrücklich auf die Androhung massiver oder selektiver Vergeltung. Nun kommt allerdings erschwerend hinzu, daß das sittliche Gebot des Verzichts auf Vergeltung, ja schon der Androhung auf Vergeltung, mit dem nicht minder sittlichen Gebot konkurriert, das eigene Leben und das Leben anderer zu schützen, also zu verteidigen. Das technisch-rationale Abschreckungsdilemma findet eine Entsprechung durch das dargelegte sittliche Dilemma. Diesem doppelten Dilemma wollen manche entgehen, indem sie sich für radikale Gewaltlosigkeit entscheiden, eine Haltung, die ohne jeden Zweifel Respekt verdient. Th. Hoppe unterstützt die Forderung einer Gruppe von Wissenschaftlern und Militärs nach einer alternativen, ausschließlich auf Verteidigung unter Verzicht auf atomare Waffen ausgerichteten Strategie. So wie freilich die Abschreckungsstrategie fragwürdig ist, sind leider auch andere Strategien fragwürdig, die der radikalen Gewaltlosigkeit ebenso wie die der Afheldtschen «Techno-Kommandos».

### Zwei Prinzipien

Folglich ist die Frage zu stellen, ob nicht auch andere Lösungen denk- und gangbar sind. Dazu wären zwei Prinzipien zu beachten:

► Abrüstungsmaßnahmen müssen so angelegt sein, daß der gebotene Verzicht auf Massenvernichtungswaffen und auf Androhung von Vergeltung nicht dazu führt, der Illusion Vorschub zu leisten, durch einen konventionellen Krieg jene politischen Ziele erreichen zu können, die – zumindest in Europa – seit 1945 durch die Drohung mit dem Einsatz atomarer Waffen unerreichbar waren. Wobei übrigens zu beachten ist, daß nach dem heutigen Stand der Waffentechnik auch die sogenannten «konventionellen» Waffen zu Massenvernichtungsmitteln geworden sind. Ihre Zerstörungsgewalt ist etwa 30mal so hoch wie die der entsprechenden Waffen, die während des Zweiten Weltkriegs eingesetzt wurden. Dieses Prin-

zip unterstreicht die Notwendigkeit schrittweiser und ausgewogener, schließlich allgemeiner, vollständiger und kontrollierter Abrüstung, wie sie von den Vereinten Nationen gefordert wird.

► Das damit anerkannte Ziel der Gewaltfreiheit in den internationalen Beziehungen schließt jedoch nicht aus, ja verpflichtet dazu, jede geeignete rationale Maßnahme zu unterstützen, die uns diesem Ziel näher bringen kann. Dazu gehören Rüstungskontrollverhandlungen jeder Art, unter bestimmten Voraussetzungen auch einseitige Schritte.

Um diese Prinzipien wirksam werden zu lassen, bedarf es weiterer Voraussetzungen, die nicht allein im militärischen Bereich liegen. Solche Voraussetzungen sind: eine gefestigtere internationale Rechtsordnung, gerechtere

## Replik: Ethik darf nicht vereinfachen

► Glaubwürdigkeit und damit Rationalität eigener Abschreckungsdrohungen sind für die Verhinderung eines Krieges ebenso wesentlich wie das Bemühen, den legitimen Sicherheitsinteressen anderer Staaten Rechnung zu tragen. Der kritisierte Beitrag versuchte, die heutige Verteidigungsstrategie der NATO unter diesen Aspekten zu analysieren und mit Alternativvorschlägen zu vergleichen.

Innerhalb dieser begrenzten Zielsetzung blieb das in der Kritik als «ethisches Dilemma» bezeichnete Problem, zur Abschreckung vor nuklearen Angriffen – und damit zur militärischen Friedenssicherung – auf Vergeltungsdrohungen zurückgreifen zu müssen, keineswegs unbeachtet (vgl. These I, 1 und die zugehörigen Erläuterungen, S. 156). In Frage steht jedoch, ob man diese Form der Kriegsverhütung verwerfen darf, bevor man eine bessere gefunden hat (und diese Überlegung ist ohne Zweifel ethischer Natur). Wer diese Konsequenz zu ziehen bereit ist, kommt mit dem Gebot, das Leben anderer zu schützen, in Konflikt; wer sie nicht zieht, muß sich mit dem Verfasser der Mühe unterziehen, nach alternativen Entwürfen Ausschau zu halten und sie sorgfältig zu prüfen.

► Es trägt für eine Klärung der aufgeworfenen Problematik nicht viel aus, alternative sicherheitspolitische Ansätze schlicht als fragwürdig zu bezeichnen. Weiterführend wäre hier nur der entsprechende argumentative Nachweis.

► Die beiden Prinzipien, die die Kritiker vorschlagen, stehen den Überlegungen des Verfassers zu sicherheitspolitischen Alternativen nicht entgegen, sondern sind vollständig mit ihnen vereinbar.

Weltwirtschaftsbeziehungen, sparsamerer Umgang mit den sich erschöpfenden Ressourcen, Überwindung von Unterentwicklung und Hunger, Wiederherstellung und Schutz lebenserhaltender ökologischer Gleichgewichte. In dem Maße, in dem in diese menscheitsbedrohenden Gefahrenbereiche investiert wird, könnte das Klima entstehen, in dem Abrüstung möglich ist.

Dieser Weg erscheint manchen halbherzig und zu langsam. In Wahrheit erfordert er Mut, Phantasie, Entschlossenheit und Opferbereitschaft. Vielleicht ist das der einzige Weg, der überhaupt Aussicht auf Erfolg hat – jedenfalls mehr als das nackte Aufzeigen des Abschreckungsdilemmas.

Gerade den Kirchen stünde es gut an, sich diese Überlegungen zu eigen zu machen. In diese Richtung weisen sowohl die Plattform «Abrüstung und Sicherheit» der deutschen Pax-Christi-Sektion, wie auch die Forderungen und Aktionen der «Weltkonferenz der Religionen für den Frieden», in der Vertreter nahezu aller Religionen, einschließlich Vertreter aus Osteuropa, der Sowjetunion und China zusammenwirken, um in der Perspektive von Gewaltfreiheit und unter Zurückweisung jedes Vergeltungsdenkens rationalen Abrüstungsschritten den Weg zu bereiten.

*Karlheinz Koppe/Maria A. Lücker*

► Die Kritik nennt eine Fülle von globalen Rahmenbedingungen für erfolgversprechende Bemühungen um Abrüstung. Nun kann man allerdings mit Grund auch genau umgekehrt argumentieren: Abrüstung wäre dann Vorbedingung für die Erreichung besserer Verhältnisse auf anderen Sektoren und in weltweitem Rahmen. Der Verfasser hält indes beide Sichtweisen für vereinfachend. Die genannten Sektoren beeinflussen sich gegenseitig auf komplizierte Weise; Entscheidungen in sicherheitspolitischen Fragen sind oftmals Folge vorangegangener Prioritätensetzungen in Nachbarbereichen und wirken gleichzeitig mitursächlich für zukünftige Entscheidungen auf anderen Gebieten. Deswegen kommt auch der Frage, wie «machbar» konzeptionelle Neuorientierungen in diesen Bereichen sind, eine große Bedeutung zu. Jede Reform auf Teilgebieten ist schließlich der ethischen Verpflichtung unterworfen, nach Kräften zu verhindern, daß sich die Gesamtsituation unversehens zum Negativen verändert.

All dies unterstreicht, daß eine genaue Kenntnisnahme der für die Sicherheitspolitik relevanten Fakten unerlässlich ist. Der Beitrag des Verfassers hatte eine Versachlichung der diesbezüglichen Diskussionen, gerade auch in kirchlichen Kreisen, zum Ziel. Wie aus den Gedanken zu alternativen Verteidigungskonzepten deutlich werden dürfte, beschränkte er sich bewußt *nicht* auf «das nackte Aufzeigen des Abschreckungsdilemmas». Hätte er jedoch – zu Lasten der Sorgfalt – in einem vergleichsweise kurzen Artikel alle mit dem Friedensproblem verknüpften Fragen nur benannt, ohne eine einzige zu vertiefen, so hätte er der notwendigen Diskussion um neue Wege zur Sicherung des Friedens keinen Dienst erwiesen. *Thomas Hoppe, Münster/Westf.*

## Religionen und Friedensarbeit

Professor Dr. *Richard Friedli OP*, der uns hier das Missionsjahrbuch bespricht, ist Leiter des Instituts für Missiologie und Religionswissenschaften der Universität Fribourg. Selber legt er unter dem Titel *Frieden wagen*<sup>1</sup> eine Studie vor, von der über die Hälfte dem positiven Beitrag der Religionen (neben der jüdisch-christlichen vor allem der *buddhistischen* Tradition) gewidmet ist. Große Bedeutung wird den verschiedenen Methoden der Meditation (Yoga, Zen) und einer gesamthaft meditativen Welteinstellung beigemessen: denn um zur angestrebten aktiven Gewaltlosigkeit (Gandhi, King) und zur Kompromißfähigkeit zu gelangen, gilt es Selbstzähmung, Ruhe und «Entstressung» zu üben. Ausgeklammert bleibt leider die ganze Tradition und Technik von Versöhnung in Afrika (Heilungsriten, Palaver, Ahnengebot). Wichtig und brisant, obwohl relativ kurz, ist der religionskritische Teil (Rechtgläubigkeit/Aggressionsbereitschaft: 179–185, Intoleranz in Religionen: 186–200). Im Abschnitt «Absolutheitsansprüche» steht in großen Lettern, was «Ziel der Friedensarbeit» ist, nämlich *Einheit in der Vielfalt*. Das ließe nicht nur an «aktive Toleranz», sondern auch an modellhafte Katholizität denken. Auf die Praxis der eigenen Kirche wird aber nicht näher eingegangen. Am konkretesten sind die Hinweise auf Psychosomatik einerseits und auf gewaltfreie Aktionen andererseits. *L. K.*

<sup>1</sup> Ein Beitrag der Religionen zur Gewaltanalyse und zur Friedensarbeit. Ökumenische Beihefte 14, Universitätsverlag Freiburg/Schweiz, 1981, 252 Seiten, Fr. 29.–.

### Auftrag der Kirche: Schalomarbeit

Der positive Inhalt der den Menschen anvertrauten Mission heißt: Schalomarbeit. Die «aktive Theologie des Friedens», welche die nordamerikanische Bischofskonferenz fordert<sup>2</sup>, ist deshalb notwendigerweise politische Theologie. Und wenn die Herausgeber des «*Missionsjahrbuches der Schweiz 1981*» das Thema FRIEDEN wählten<sup>3</sup>, so geraten sie damit in den Widerstreit politischer Meinungen; ihre pointierte Stellungnahme erhält den Charakter einer «politischen Kampfschrift»<sup>4</sup>. Dabei ist es heute müßig, darauf hinzuweisen, daß «politisch» für die innerkirchliche Sprachregelung den unumgänglichen Öffentlichkeitsbezug der Botschaft und des Lebensstils von Jesus Christus meint – und nicht kleinliche Machtkämpfe und Quereilen zwischen Parteien und einflußreichen Lobbies.

Helen *Stotzer-Kloo* sagt zu dieser evangeliumsgemäßen Verhaltensweise (S. 96): «Nicht als der Köhner, der Gefeierte, der über allem Stehende tritt Jesus auf, sondern als einer, dem die Not des Menschen neben ihm ans Herz greift, der mit ihm zusammen zu klagen beginnt, der seine Macht an ihn abtritt und darin mit ihm solidarisch wird und heilend wirkt.» Der so angesprochene «messianische Lebensstil» ist ein Ineinander von mutiger Ungeduld und nüchterner Geduld, von der Spannung zwischen «er (der Messias) kann nicht so lange ausbleiben» und «aber er kommt», zwischen Sicherheit und Leidensfähigkeit. Die männliche Art und Weise, mit der Macht in der Gesellschaft umzugehen, hält diese Polarität zwischen Härte und Zärtlichkeit aber zu wenig aus, weil er Härte in der Öffentlichkeit auslebt und Zärtlichkeit in den Privatbereich verbannt. Deshalb fragt Marga *Bühlig* (S. 83): «Kommt das Heil von den Frauen?» und kommentiert (ebda.): «Offenbar gehört das ungeborene Leben in einen geschützten, privaten Raum, während

<sup>2</sup> Vgl. KIPA-Nachrichten vom 19. November 1981.

<sup>3</sup> Missionsjahrbuch der Schweiz 1981: «Frieden – Traum, Verheißung, Gegenwart», hrsg. von der Missionskonferenz der deutschen und rätomanischen Schweiz und vom Schweizerischen Evangelischen Missionsrat, Immensee-Basel 1981, 128 Seiten, Fr. 9.– (zu beziehen bei: Versandstelle Missionsjahrbuch, Missionsstr. 21, CH-4003 Basel).

<sup>4</sup> Vgl. M. Schoch, Der Frieden ist nicht billig. Das Missionsjahrbuch 1981 – eine politische Kampfschrift, in: Neue Zürcher Zeitung, 9. November 1981; 15.

das geborene Leben eben dem rücksichtslosen Lebenskampf bis hin zur atomaren oder chemischen Vernichtung ausgesetzt wird.»

### Kompetente Friedenssuche

Üblicherweise reagiert man auf solche Gedankengänge so, daß man zwar den darin enthaltenen religiösen und individual-ethischen Aspekt des inneren Seelenfriedens und des guten Gewissens anerkennt, sie aber im politischen Bereich als naive Appelle disqualifiziert. Um so wichtiger scheint mir, daß im neuen Missionsjahrbuch genaue Informationen zu exakt umschriebenen industriellen, sozialen und militärstrategischen Problemkomplexen enthalten sind, die nicht ausschließlich von den weltweit koordinierten Presseagenturen beschafft wurden, sondern auch Gegeninformationen aus der lokalen Leidens-Situation verarbeiten, welche der Missionar solidarisch durchsteht. Solch detaillierte Recherche-Kleinarbeit hat Eugen *Fehr* (S. 43–45) zu den atomtechnologischen Verhandlungen von pakistanischen Einkäufern mit der Firma Vakuüm-Apparate-Technik AG in Haag/SG um vakuumdichte Ventile für eine Urananreicherungsanlage und mit der Firma Cora Engineering in Chur um das Einspeisungssystem für die Gaszentrifugen durchgeführt. Er schließt seine Analyse mit einer Wertung der Millionenaufträge (S. 45): «Sie bestärken in vielen Ländern die Überzeugung, daß die Schweiz unter dem Deckmantel von Neutralität und Humanität im Grunde allzu oft nur an das Geschäft denkt ...» Das Leitprinzip der nationalen *Selbstbehauptung* muß unter solchen Umständen aus christlich-ethischer Verantwortung radikal in Frage gestellt werden (vgl. Hans-Balz *Peter*, S. 39)<sup>5</sup>. – Ähnlich detaillierte Darstellungen wie die zur nukleartechnischen Vorbereitung der «islamischen» Atom-bombe finden sich auch zum Kampf der rund 700 Kleinbauern von Alagamas (Brasilien) um die Durchsetzung des Landreform-Gesetzes (Nr. 4401), die dabei von Erzbischof José Maria *Pires* (S. 56–57) bis zur letzten Konsequenz im zivilen Ungehorsam aktiv unterstützt wurden, und zu den Arbeitsbedingungen der Billiglohn-Angestellten in der Bekleidungsindustrie rund um den «Friedensmarkt» in Seoul/Südkorea (S. 75–76).

### Die Armee als allerletztes Mittel

Unter den schalom-sichernden Methoden und Strategien hat die militärische Sicherung ihren Platz. Gemäß einer Ethik des kollektiven Notstandes interveniert die Armee auch nach den sicherheitspolitischen Leitlinien der schweizerischen Gesamtverteidigungskonzeption 1973 aber erst dann, wenn alle nationalen und internationalen diplomatischen, schiedsgerichtlichen und sozialen Konfliktbewältigungs-Methoden effizient und konsequent erforscht und auf allen Ebenen der Gesellschaft als gewaltlose Verteidigungsform operationalisiert worden sind. In diesem Sinn ist die Rede von der Armee als «ultima ratio» und von militärischer Verteidigung als Kompromiß (vgl. Kurt *Koch*, Frieden schaffen – mit oder ohne Waffen?, S. 101 und 103). Wenn alle anderen Methoden der solidarischen Konfliktlösungs-Suche versagt haben, muß der Soldat diese Trauerarbeit auf sich nehmen.

### Rechtgläubigkeit und Aggressionsbereitschaft

Solche sozialetischen Leitbilder sind auch für uns Christen nicht evident und leicht umsetzbar. Friedensarbeit beginnt mit einer selbstkritischen Einstellung. Auch der Christ ist ja konkret noch nicht von der vollen Wirklichkeit des Christus-Ereignisses und der Schalombotschaft durchdrungen. Gerade in Gemeinschaften, die von einer prophetischen Wahrheit leben, be-

<sup>5</sup> Als Gegenmaßnahme gibt es nicht nur allgemeine und appellative Ermahnungen zur Solidarität. H. B. Peter weist (S. 41) auf die Vereinbarung von Nestlé-Aktionären hin, die auf die Unternehmensleitung einwirken möchten. Für weitere Informationen zu dieser Initiative: C.A.N.E.S. (Convention d'actionnaires Nestlé), Postfach 124, CH-1000 Lausanne 9.

steht die gefährliche Neigung, sich als strenge Richter über andere Menschen und als Garanten der Wahrheit zu verstehen. Dieses Selbstverständnis, das sich vor allem auch bei jenen Christen findet, die sich als rechtgläubig oder orthodox einstufen, führt oft zu aggressiven Verhärtungen gegenüber Andersdenkenden. In diesem Zusammenhang werden unter dem Titel «Christen sind kriegsbereiter als Nichtchristen» (S. 112) mehrere sozialpsychologische Untersuchungen erwähnt, die solche Zusammenhänge zwischen Orthodoxie, Aggressivität und autoritärer Strenge feststellen. Dieser verblüffende Gegensatz zwischen dem liturgisch zelebrierten Frieden in Jesus Christus und dem Alltagsverhalten wirkt auf viele von uns schockierend. Daran hat eine Gemeinschaft zu arbeiten, die den «Frieden wagt», denn der Friede ist wirklich nicht billig<sup>6</sup>. Nach dem

<sup>6</sup> Vgl. den Titel der unter Anm. 4 erwähnten Buchbesprechung. M. Schoch sagt im Schlußabschnitt seiner Rezension zu den «Behauptungen wie diese: «Christen sind kriegsbereiter in ihren Ansichten als Nichtchristen», daß sie «keineswegs so allgemein und vorherrschend stimmen, wie die Vorwürfe lauten». Solche Reaktionen wurden während der vergangenen Monate in vielen Kreisen gehört. Hier geht es jedoch nicht um leere Behauptungen. Gegenbehauptungen können nicht weiter führen; vielmehr ginge es darum, in Zusammenarbeit von Theologie und Psychosozialogie weiteres Untersuchungsmaterial zu dieser Korrelation «Orthodoxie-Aggressivität-Militarismus» zu sammeln und auszuwerten. Eine *adäquate Gegendarstellung* müßte durch solche empirische Erforschungen von sozialen Konfliktfeldern nachweisen, daß strenggläubige Christen eine Versöhnungsfähigkeit besitzen, die tendenziell stärker ist als jene von sich weniger orthodox einstuftenden

Grundsatz, daß nicht sein kann, was nicht sein darf, verweigert eine Einstellung, die solche christentumskritische Folgerungen zum vorneherein ablehnt, das Wagnis des Friedens und die dafür erforderlichen Schritte.<sup>7</sup> Richard Friedli, Fribourg

Christen bzw. Nichtchristen; d. h. ihre Fähigkeit, sich grenzüberschreitend, konfliktfähig und weniger militaristisch zu verhalten, müßte ausgeprägter entwickelt sein. *Erst dadurch* würde das bisher vorliegende umfangreiche Material relativiert.

Es handelt sich dabei u. a. um folgende Studien: M. Chesler/R. Schimuck, Participant Observation in a Super-Patriot Discussion Group: Journal of Social Issues 2 (1963) 18-30; A. L. Combey/J. A. Newmeyer, Measurement of Radical-Conservatism: Journal of Social Psychology 67 (1965) 357-369; W. Eckhardt/T. F. Lentz, Factors of War/Peace Attitude: Peace Research Reviews 5 (1967), 126 S.; W. Eckhardt, Ideology and Personality in War/Peace Attitudes: ebd. 81 (1970), 109 S.; L. W. Ferguson, The Isolation and Measurement of Nationalism: Journal of Social Psychology 16 (1942) 215-228; D. J. Levinson, Authoritarian personality and foreign policy: Journal of Conflict Resolution 1 (1957) 37-47. Diese Materialien können durch weitere Forschungsergebnisse und Interpretationen erhärtet werden: J.-P. Deconchy, L'orthodoxie religieuse. Essai de logique psycho-sociale, Ed. Ouvrières, Paris 1971; ders., Orthodoxie religieuse et sciences humaines, Mouton Ed., La Haye-Paris-New York 1980; W. Huber/G. Liedke (Hrsg.), Christentum und Militarismus (Studien zur Friedensforschung 13), Stuttgart-München 1974; M. Montuclard, Orthodoxies. Esquisses sur le discours idéologique et sur le croire chrétien, Paris 1977.

<sup>7</sup> Damit ist das Thema der Fastenopfer-Kampagne 1982 erwähnt: «Frieden wagen - Schritte tun».

## «An der Seite des Aussätzigen und im Angesicht des Wolfes»

Franziskanische Neugeburt aus dem «Leben unter den Leuten» - ein Gespräch in Quebec

Über die «Stille Revolution» im französisch-sprechenden Kanada und über die Reaktion der dortigen Kirche war in Nr. 20, Seite 219ff. ausführlich die Rede: Auf die Euphorie folgte die «stille Enttäuschung», das Erwachen einer «Kirche ohne Hände», aber auch die Wahrnehmung neuer Chancen, inmitten der veränderten Gesellschaft das Evangelium zu bezeugen. Im folgenden wird ein Beispiel erneuerten *Ordenslebens* nachgezeichnet. Es ist um so aktueller, als es zeigt, daß sich solche Erneuerungen nicht einfach von oben verordnen und auch nicht zum vorneherein absichern lassen. Ihren Ursprung haben sie vielmehr in einer persönlichen und deshalb riskanten Entscheidung, in einer Umstellung des äußeren und des inneren Lebens sowie in der Erfahrung, wie sich bei Annahme gesellschaftlicher Herausforderungen das Charisma der eigenen Gemeinschaft neu entdecken läßt.

«In ganz Kanada, besonders aber im französisch-sprechenden Teil, haben sich in den Jahren 1967-71, noch genauer in der kurzen Spanne von 1969/70 alle Noviziate geleert. In der Provinz Quebec, wo es noch heute knapp 35000 Ordensleute, Männer und Frauen, gibt - im übrigen Kanada sind es etwas unter 15000 -, zählte man in den Noviziaten der verschiedenen Orden und Kongregationen im Jahre 1971 nirgends mehr als 0 bis 1 oder 2 Novizen.» Diese Auskunft gab mir P. Jacques Bélanger (47), der zu jener Zeit selber Novizenmeister und zudem Präsident der Vereinigung der Novizenmeister aller männlichen Orden und Kongregationen der Provinz Quebec war. Ich besuchte ihn in seiner kleinen Kommunität der Kapuziner, die auf halbem Weg zwischen der Oberstadt und der «Basse-Ville» von Quebec in einem Reihenhaus des Quartiers St. Jean-Baptiste ihre unauffällige Wohnung hat. Es waren ihrer vier, die ausgerechnet in jenem Jahr 1971 in dieses Quartier kamen und hier einen neuen Anfang machten. In einem über zweistündigen Gespräch, das ich auf Band aufnehmen durfte, erzählte und kommentierte mir P. Jacques diesen Anfang und was daraus im Lauf von zehn Jahren wurde. Ich versuche hier - unter Übersetzung aus dem Französischen - eine geraffte Wiedergabe.

*Wie fing es an?* - «Es begann damit, daß einzelne Kapuziner außerhalb des Klosters einer Arbeit nachgingen: Auguste war Koch von Beruf. Er hatte für die Theologiestudenten gekocht.

Nun wollte er sein Leben als Kapuziner neu überdenken, indem er nach der Weise des heiligen Franz nicht vom «Klosterleben», d. h. von einer «Observanz» und bestimmten Gewohnheiten, sondern von einem Dienst in der allgemeinen Gesellschaft der Menschen ausging: er wurde Pfleger in einem öffentlichen Spital. Ein zweiter, Michel, ging nach dem Noviziat verschiedenen Beschäftigungen nach. Auch sein Bestreben war es, eine Verbindung von seinem Glauben zur heutigen Gesellschaft zu finden, einer Gesellschaft, in welcher er die Kleinen und Geringen an den Rand gedrängt sah. Nach Art des heiligen Franz wollte er ihnen begegnen, so wie Franz den Aussätzigen küßte. In der franziskanischen Sprache bedeuten nämlich die Leprosen ganz allgemein die Menschen am Rand in Armut und Elend. Die beiden, Auguste und Michel, gingen später miteinander nach Fribourg an die «Ecole de la Foi» des früheren Arbeiterpriesters Pater Loew. - Ein dritter, Luc, der erst zeitliche Gelübde hatte, wirkte in einem Altenheim, das von Schwestern geleitet wurde. *Welchen Weg schlugen Sie, P. Jacques, selber ein?* «1964-67 war ich Spiritual im Scholastikat und sodann Novizenmeister gewesen. Nur bis 1969 inklusive hatte es Novizen, nachher keine mehr. Ich beschäftigte mich zunächst als Verkäufer von Lebensmitteln: Im Auftrag einer Handelsgesellschaft ging ich, recht dilettantisch, zu Fuß von Haus zu Haus. Sodann arbeitete ich während weiterer achteinhalb Monate im großen Hotel Château de Frontenac als Geschirrwäscher. Direkt von dieser Arbeit weg wurde ich vom Provinzkapitel der Kapuziner zum Provinzial gewählt.»

### Anstoß von Charles de Foucauld

*Wie erklärt sich diese Wahl* (in einer Provinz von damals 140 bzw. - mit den Missionaren im Ausland - 175 Mitgliedern)? - «Bereits im Jahr 1967 hatte das Kapitel - nach allerlei Kontestationen und Konflikten und nach eingehender Diskussion - den Beschluß gefaßt, man wolle in Hull ohne eigene Pfarrei und lediglich im Auftrag des Bischofs als Gemeinschaft im Quartier leben, um so den Geringsten näher zu sein. Die Moti-

vation kam von den Schriften *Voillaumes*, des Generalobern der «Kleinen Brüder Jesu» (nach der Regel von Charles de Foucauld). Mehrere von uns hatten diese Schriften gelesen. Darin stand, der hl. Franz würde nicht in einem unserer großen Häuser wohnen. Tatsächlich fühlten wir uns mit Voillaume gesinnungsverwandt. Der Vorsteher von Hull hatte mit entlassenen Strafgefangenen gearbeitet. Ihm war die Hauptsache: eine kleine Gemeinschaft unter den kleinen Leuten. Das war 1967, die Neugründung von Hull.»

*Und in Quebec?* – «Seit der Gründung im Jahre 1971 geht es hier um eine Gruppe, die sich der *manuellen Arbeit* verpflichtet weiß. Wir gingen zum Pfarrer und sagten: Wir kommen nicht hierher, um in der Seelsorge zu helfen, sondern wir wollen nur in diesem Quartier *leben*. Der Arbeit gingen wir verschiedenorts nach, wie ich dies eingangs skizziert habe. Eigentlich begann es schon 1970, als ich noch offiziell Novizenmeister war: Wir hatten damals nur noch einen einzigen Novizen, und der ist weggegangen.»

*Haben Erfahrungen mit den Novizen bei der Gründung mitgespielt?* – «Unsere Novizen waren im Alter von 18–21 Jahren. Während einer von Kardinal Flahiff (Winnipeg) zusammen mit P. Voillaume gehaltenen Vortragswoche für Novizenmeister legte Voillaume den Nachdruck auf die *Reife* der Kandidaten und erzählte, wie bei den Kleinen Brüdern das Noviziat gestaltet wird. Zweierlei wurde für unsere Verhältnisse klar: Erstens waren unsere Novizen nicht reif, und zweitens würden die Häuser und Kommunitäten, die sie nach dem Noviziat aufzunehmen hätten, kaum zu ihrer weiteren Reifung beitragen. Damit will ich nicht sagen, daß unsere Novizen nicht offen und lebendig gewesen seien oder sich nicht ernsthaft Gedanken gemacht hätten. Aber das *Leben* kannten sie zu wenig, und das Scholastikat bot ihnen nicht das, was junge Männer im Alter zwischen 21 und 25 Jahren gebraucht hätten. So gingen denn auch die allermeisten von dort weg.»

#### **Männer der Arbeitswelt**

*Und wie ist es seither, haben Sie wieder Novizen, sind sie anderer Art?* – «Als in Quebec allmählich wieder Noviziate aufgingen, hatte man es allenthalben mit Kandidaten zu tun, die um 25 Jahre alt waren. Dementsprechend sind die jungen Mitglieder unserer Kommunität hier in Quebec jetzt zwischen 27 und 31. Sie waren nach vorausgehenden Studien und/oder Berufsarbeit mit 25 eingetreten. Im Noviziat, das ich gerade besucht habe, sind derzeit 6 Novizen: der älteste ist 39, der jüngste 23, die übrigen zwischen 28 und 30. Alle haben auch bereits eine Zeit der Glaubensentfremdung – eine Art «Distanz», wie manche sagen – hinter sich. Auch unter den sogenannten Postulanten und Aspiranten (so heißen die Kandidaten vor dem Eintritt ins Noviziat) haben wir jetzt lauter Leute, die das Arbeitsleben kennen und die dabei sind, ihren Glauben neu zu überdenken. Während der Arbeit hatten sie sich oft vom Glauben «wie abgeschnitten» gefühlt. Einer hatte sogar jegliche religiöse Praxis aufgegeben und hatte in seiner Glaubenskrise zum Alkohol Zuflucht genommen.»

*Was für Arbeit liegt hinter ihnen, woher kommen sie?* – «Einer war Professor in einem (vor-universitären) Collège. Ein anderer hatte in Hotels als Barmann gearbeitet und studierte dann ein Jahr Philosophie; er lebte mit uns hier als Postulant und begann als Haushelfer alten Leuten in der Umgebung beizustehen: jetzt ist er Novize. Wieder ein anderer ist gelernter Schreiner (39) und hat sonst kaum Studien hinter sich. Ein vierter hingegen hat sein Abitur und arbeitete danach während zwei Jahren in einer Biskuitfabrik unseres Quartiers. Ein fünfter hat die Kunstschule absolviert und dann ein Jahr als Concierge gearbeitet; der sechste schließlich hat Schule gegeben und entsprechende Studien hinter sich.»

*Hat Ihr Experiment bereits Schule gemacht oder ist es vereinzelt geblieben?* – «Seit 1970 haben sich die beiden Kommunitäten von Hull und diese hier von Quebec zusammen mit einigen

anderen Kapuzinern, die außerhalb ihrer Klöster lebten, regelmäßig getroffen. Wir fragten uns: «Was tun wir heute?» Wir waren bald einmal unser zwanzig, darunter einige Priester. Ein Name kam auf: «*Das Netzwerk von Pflingsten*». Man hätte es auch einfacher sagen können: «Die Kapuziner unter den Leuten». Auf unseren Treffen besprachen wir Themen wie «Der Gott unserer Kämpfe» – «Wer ist Dein Volk?» – «An welcher Art Gesellschaft bauen wir mit?» – «Die marxistische Analyse» – «Wie die Armen uns evangelisieren». Immer ging es dabei um unseren Glauben in der Solidarität mit den Geringsten. Ein weiterer Schritt war ein Treffen mit den *Klarissen von Valleequid*. Obwohl sie in einem streng geschlossenen Kloster ein kontemplatives Leben führen, haben wir uns mit ihnen sehr schnell verständigt. Wenn sie von der «Radikalität des Gebetes» sprechen, so bringt das uns auf eine Dimension, zu der auch wir berufen sind: und wenn wir unser radikales Engagement unter den Geringsten vertreten, so anerkennen sie, daß sich darin auch für sie eine wichtige Perspektive eröffnet. Seither wissen wir: Die franziskanische Berufung findet in diesen beiden Gruppierungen und Lebensweisen ihren Ausdruck.»

#### **Im «Netzwerk» mit den Klarissen**

*Welche Arbeiten verrichten die Klarissen; bedürfen nicht auch sie der Umstellung?* – «Mehrere von ihnen waren früher Arbeiterinnen. Im Kloster sind sie handwerklich tätig. Sie schneiden Kleider, stellen Karten her usw. Ihr Leben könnte sehr künstlich und sehr bürgerlich sein. Doch sie haben begonnen, über ihre Existenz nachzudenken, über das Verhältnis zu ihren Wohltätern: Sind es die Reichen, die uns das Geld geben? Arbeiten wir für sie? Was für ein «Image» begünstigen wir von uns selber: reiht man uns unter die Reichen, den Mittelstand oder unter die Geringsten ein? Heute geht auch der «Schweiß der Arbeit» und das Elend der Dritten Welt in ihr Gebet ein, und so können wir uns in ihnen wiedererkennen. Es sind allerdings nur fünf bis sechs unter den 30 Schwestern des Klosters, die zum «Netzwerk» gehören, so wie wir selber unser zwanzig unter (heute) hundert Kapuzinern von Quebec sind.»

*Hat Ihre Kommunität bzw. hat das «Netzwerk» im Lauf der Zeit neue Erfahrungen gemacht?* – «Das bringt uns zum Thema von den Jungen und ihrer Ausbildung zurück. Fünf bis sechs Jahre waren wir ohne Novizen. Eines Tages meldeten sich ein paar junge Leute. Im «Netzwerk» fragten wir uns: Wollen wir uns mit dem Nachwuchs abgeben? Läßt sich eine Verbindung mit dieser Aufgabe herstellen? Aus dieser Verbindung ist dann unsere jetzige Kommunität hier herausgewachsen. Es ging dabei um die Zeit *nach dem Noviziat*. Als es soweit war, daß sechs Novizen ihre zeitlichen Gelübde abgelegt hatten, schienen sie teils positiv, teils negativ zu unserer Lebensweise zu stehen. Man dachte, sie könnten für drei Jahre zu uns kommen: mindestens das erste Jahr ohne Studien, um voll und ganz die Erfahrung des hl. Franz mit dem «Aussätzigen» zu machen. Tatsächlich haben dann alle sechs volle zwei Jahre hindurch hier gearbeitet, ohne zu studieren. Unterdessen kamen andere junge Leute als Postulanten zu uns, so daß wir, wie schon erwähnt, nun wiederum (seit Mai 1981) sechs Novizen im neuen Noviziat haben.»

#### **Gemeinsam und einsam leben lernen**

*Was ist «neu» an diesem Noviziat?* – «Neu ist es insofern, als die Novizen nun mit vier Verantwortlichen zusammenleben, die alle im Quartier gearbeitet haben. Auch von den Novizen haben ihrer drei bereits hier im Quartier gearbeitet, die andern haben ihr Postulat in der Gegend des alten Noviziats absolviert. (Andererseits haben wir hier im Haus derzeit 4 Kapuziner mit den ersten Gelübden, und in der andern Gruppe haben sie deren zwei, ferner einen – und bald einen zweiten – Aspiranten.) Neu ist ferner, daß sie zum Noviziat hinzu selber eine Art Einsiedelei bauen, kleine Hütten, von denen zwei bereits fertig sind. Jeder Novize soll für Tage, ja Wochen die vollständige

Einsamkeit auf sich nehmen. Ein solches «Eremitendasein» gehört mit zur Abbildung des Lebens des hl. Franz, und schon im alten Noviziat gab es eine Einsiedelei.»

*Was soll im Noviziat und was in der Zeit danach erreicht werden?* – «Im Noviziat soll vor allem das brüderliche *Zusammenleben*, aber daneben auch ein *isoliertes* Dasein gelernt werden. Für die ursprüngliche franziskanische Erfahrung ist beides wichtig. Hinzu muß das Leben mit den Geringen und Geringsten kommen. Das geschieht dadurch, daß sie hier auf den *Arbeitsmarkt* zurückkehren, selber ein Budget verwalten, selber ihre Wäsche besorgen, kochen usw. Vor allem ist wichtig, daß sie Leuten begegnen und bestehende Solidaritätsgruppen – das, was die Männer und Frauen in der Stadt bereits selber auf die Beine gestellt haben – kennen lernen, um da mitzutun. All dies soll während zwei bis drei Jahren geschehen.»

#### «Hier werden keine Priester gemacht»

*Und das Studium, die Theologie?* – «Wir kennen keine theologische Fakultät, an der uns genügend Professoren erlaubten, von dieser unserer Erfahrung her zu denken: Daß wir zum Beispiel die Bibel nicht nur als historisches «Monument» zu betrachten lernen, sondern als eine Art, das zu benennen, was Gott heute in seinem Volk, der Menschheit, tut. Man steht noch sehr am Anfang mit solch einer biblischen Theologie, bei der man das heutige Leben nicht aus dem Auge verliert. Deshalb denken wir nicht an ein Vollzeitstudium. Die Mitbrüder werden teilzeitlich weiterarbeiten und daneben einige Vorlesungen besuchen.»

*Haben Sie keine Kontakte zu Ihren franziskanischen Brüdern in Lateinamerika, in Brasilien, etwa zu Leonardo Boff? Dort geschieht doch gerade dies, was Sie oben «Evangelisiert werden durch die Armen» nannten: man lernt, von ihnen her das Evangelium und die Wirklichkeit zu lesen, und die Erfahrungen der Basisgemeinden gehen in die Theologie ein!* – «Das Anliegen ist tatsächlich dasselbe. Kommt zum Beispiel ein junger Mann zu uns und sagt: «Ich möchte Priester werden», so antworten wir: «Hier werden keine Priester gemacht». Denn unter «Priester» wird meist einer verstanden, der andere lehrt. Nein, hier geht man bei denen in die Schule, die das Leben, der Kampf ums Dasein, geformt hat. Natürlich lassen wir uns auch von Leonardo Boff anregen und empfangen wir Impulse von Lateinamerika. Aber es geht darum, was sich *bei uns* ändert. Auf unserer nächsten Zusammenkunft im «Netzwerk» werden wir danach fragen: Wie weit hat sich unsere Mentalität verändert, wo haben wir neue Erfahrungen gemacht, z. B. im Gebet? Und wie steht es mit unseren Werken? Auf was hin sollen unsere Jungen ausgebildet werden: zur Betreuung von Wallfahrtsorten, von Pfarreien? Das wird von vielen abgelehnt, weil es ihnen um das *Zusammenleben* mit den Kleinen und Geringen geht. Auch das Studium der Heiligen Schrift soll uns ein Instrument in die Hand geben, daß wir besser herausfinden, was der Geist in seinem Volk – und mit Vorrang unter den Geringen – tut:»

#### Psalmen, von den Armen her gebetet

*Können Sie mir an Beispielen zeigen, was das für Sie heißt, von Ihrer Alltagserfahrung her das Evangelium lesen, und wie das Zusammenleben in der Arbeitswelt, in Genossenschaften, Gewerkschaften in Ihr Gebet eingeht?* – «Beispiel Nr. 1: *Germain* (28) war zuerst vier Jahre lang Laienmissionar im Tschad. Dann entschloß er sich, Kapuziner zu werden. Heute – seit zwei Jahren – ist er Haushalthelfer im Quartier: Putzen, Waschen, Ausbessern (Mauern usw.) bei kränklichen und alten Leuten. So war man auch bei einer alten, blinden Frau. Alles war sehr, sehr schmutzig. Am Ende spielte sie uns ein Lied vor, das sie aufgenommen hatte. Sie sagte: Das ist das Lied, das ich bei meiner Erstkommunion singen hörte. *Germain* mußte weinen. Zu Hause in unserer Fraternité haben wir den Psalm 45 von der Braut des Königs und ihrem Geschmeide gelesen. Wir dachten

an die Frau. Sie hieß übrigens *Laetitia*. Und seither, sooft wir den Psalm beten, denken wir: Endlich haben die Armen ihren Platz in der Prozession gefunden. Warum sollen sie immer die letzten sein, die bedient werden? Gerechtigkeit soll ihnen widerfahren, gerade weil es ihnen am schlechtesten geht. So ging also diese Erfahrung in diesen Psalm ein: er wurde zu einem «Schatz», einem Wertgegenstand in unserer Kommunität.

Ein anderes Beispiel: *Frank* hatte seit einem Jahr als Hauspfleger bei Alkoholikern gewirkt. Er besuchte sie an ihren verschiedenen Wohnadressen, bis er eines Tages darauf kam, daß alle diese Wohnungen dem gleichen Vermieter gehörten: ein einziger Mann, Herr X, der in verschiedenen Blöcken Zimmer an Alkoholiker abgab. Er hatte die Dinge so geregelt, daß die Rentencheks der Sozialhilfe an ihn gelangten. Was neben der Miete übrig blieb, händigte er den Leuten aber nur zum Teil aus. Nicht genug damit: das Geld erhielten sie in einer Schenke, so daß sie gleich zum Trinken animiert und in ihrem Trinkerdasein sozusagen einbetonierte wurden. All dies zum Profit des Besitzers und seiner Familie. *Frank* kam so über Einzelfälle einer Mafia auf die Spur. Er machte die Erfahrung des «Armen» nicht nur als Individuum, sondern als Kollektiv, das ausgebeutet wird. Und über den Ausgebeuteten stieß er auf den Ausbeuter (ebenfalls ein Kollektiv!). *Frank* ging zweimal zum Rundfunk, um von dieser Erfahrung zu sprechen. Wenn er jetzt in den Psalmen vom «Schrei des Armen», vom «Feind», der ihn bedrängt, und vom «böartigen Menschen» liest, so hat das für ihn einen ganz unmittelbaren Sinn. Er fragt: Wer läßt den Armen schreien? Und von einer lokalen Erfahrung gelangt er zu einem Verständnis für das, was sich auf einer universelleren Ebene abspielt.»

#### Wolf und Sultan: der «Feind» in zweierlei Gestalt

*Dem «Feind» begegnen, was bedeutet das für Menschen in der Nachfolge des heiligen Franz?* – «Franziskanisch gesprochen, ist es die Begegnung mit dem «Wolf». Die Geschichte antwortet auf die Frage: «Wie gehe ich mit dem Feind um?» Der Feind heißt in unserem Fall «Herr X». Was kann es da bedeuten, seinen Feind zu lieben? Es kann nur bedeuten, ihn so weit zu bringen, daß er seine Sünde einsieht. Aber wie gelangt man dahin? In Mt 18, 15f. wird empfohlen, zuerst Auge in Auge mit dem Sünder selber zu sprechen. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß «Herr X» taub bleibt, denn er ist schon sehr tief in seiner Sünde verwurzelt – und er ist organisiert. Da es sich um ein öffentliches Faktum handelt, muß es auch öffentlich angeprangert werden. Das heißt für die Alkoholiker: Sie müssen dieses Faktum als Kollektiv wahrnehmen, und sie müssen ihren «Schrei» so ausstoßen, daß er irgendwo gehört wird. Wenn die Unterdrückten ihren Unterdrücker wahrnehmen und sich solidarisieren, werden sie eine Kraft: nicht um Herrn X zu töten, auch nicht, um ihm schweren Schaden zuzufügen, wohl aber, um ihn so anzuschreien, daß er es hört. Das Ziel ist also ein doppeltes: Die Unterdrückten sollen befreit werden, und der Unterdrücker soll zur Bekehrung gelangen. Als Mittel zur Bekehrung scheint es kein anderes zu geben als den Schrei, der durch Mark und Bein geht: denn, wie gesagt, Herr X ist sehr taub.

Als wir nun aber in der Kommunität über den «Feind» nachdachten, kam uns auch die Begegnung des hl. Franz mit dem *Sultan* in den Sinn: der Sultan, der ihm Geschenke anbot. Wenn der Wolf der «harte Feind» ist, so der Sultan der «milde Feind». Es ist derjenige, der uns lockt, von dem wir uns nicht trennen möchten. Wenn wir von hier aus auf den nächsten Platz mit den großen Blöcken und Geschäften gehen, wird es sogleich klar, wer dieser Feind ist: die Reklame. Sie wird den Armen zum Dauerversucher: Sie erliegen ihm im Fernsehen usw. Und wer mit ihnen zusammenlebt, erlebt auch ihre Begehrlichkeit: das Böse, von dem sie dauernd bedroht sind!»

*Zurück zum Wolf: In der Legende von Gubbio wird der Wolf vom hl. Franz gezähmt und von den Leuten in der Stadt verköstigt. Für Euch aber wurde der Wolf Symbol für den «tauben»*

*Herrn X!* – «Im Mittelalter war der Wolf offenbar als großes, gefährliches Tier das Symbol einer *kollektiven Angst*. Deshalb schloß man ihn aus der Stadt aus, wie man auch den Aussätzigen ausschloß: den Inbegriff einer Epidemie, der man im Mittelalter machtlos gegenüberstand. Für Leute, die im Wald oder sonst auf dem Land lebten, mochte der Wolf der Inbegriff aller wilden Tiere und anderer Plagen sein. So weckte er unbewußte Ängste, die weit über die handgreifliche Ursache des Übels hinausgingen – der Wolf war ja in Wirklichkeit viel weniger gefährlich, als man z. B. den Kindern weismachte. Der hl. Franz hätte demnach ein kollektives Bewußtsein, oder besser: ein kollektives Unterbewußtes geheilt, ähnlich wie die ersten Mönchsväter in der Wüste den «Satan» zähmten. Man sagte: Wenn sie den Satan in der Wüste überwunden haben, wird derselbe Teufel nicht mehr fähig sein, die Stadt zu terrorisieren. Den Wolf zähmen heißt somit die kollektive Angst überwinden.»

### Der Geringe muß verteidigt werden

*Die Angst überwinden heißt auch die Konfrontation nicht scheuen: Gehen Sie soweit, den «Feind» herauszufordern?* – «Das ist nicht sofort jedermanns Sache. Ich denke an *Gaetan* (29). Er ist heute Pfleger in einem Krankenhaus für alte Leute. Er hatte schon früher gearbeitet. Er war lange Zeit sehr mißtrauisch gegenüber der Gewerkschaftsbewegung. Eines Tages stellte er fest, daß die Angestellten ausgebeutet wurden. Zum Beispiel wurde er selber, obwohl nur teilzeitlich verpflichtet, kurzerhand aufgefordert, 24 Stunden an einem Stück zu arbeiten, um andere zu ersetzen. Er nahm auch wahr, daß bei Ausfällen von Personal die nötigen telephonischen Anrufe an Ersatzleute ausblieben und daß infolgedessen Pflegebedürftige, die auf Hilfe angewiesen waren, an jenem Abend nichts zu essen bekamen. Doch es blieb nicht bei diesem einen Mal. Budgetkürzungen im staatlichen Sozialamt führten zu Personalreduktionen. Angestellte wurden auf die Straße gesetzt. Die Folge für die Kranken: Sie hatten «schneller» zu essen, für jeden blieben nur noch 10 Minuten Zeit. In dieser Lage hörte Gaetan jemanden sagen: «Man muß zum Präsidenten der Gewerkschaft gehen.» Jetzt begriff er plötzlich – er lernte es von den Geringen –, daß der Tag kommt, wo man *sich gegen den «Wolf» wehren* muß. Auch wenn man persönlich davor zurückschreckt, muß man in die Dynamik des solidarischen Kampfes einsteigen: nicht weil man selber, sondern weil der Kollege, die Kollegin angegriffen wird. Der Geringe muß verteidigt werden.



ORIENTIERUNG.

*Herausgeber:* Institut für weltanschauliche Fragen  
*Redaktion:* Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico  
*Ständige Mitarbeiter:* Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)  
*Anschrift von Redaktion und Administration:* Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60  
*Bestellungen, Abonnemente:* Administration  
*Einzahlungen:* «Orientierung, Zürich»  
*Schweiz:* Postcheck Zürich 80-27 842  
 Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge  
 Konto Nr. 0842-556 967-61  
*Deutschland:* Postcheckkonto Stuttgart 6290-700  
*Österreich:* Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127  
*Italien:* Postcheckkonto Rom Nr. 29290004  
*Abonnementspreise 1982:*  
*Schweiz:* Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten Fr. 24.-  
*Deutschland:* DM 37.-/Halbjahr DM 21.-/Studenten DM 28.-  
*Österreich:* öS 285.-/Halbjahr öS 160.-/Studenten öS 200.-  
*Übrige Länder:* sFr. 32.- plus Versandkosten  
*Gönnerabonnement:* Fr. 40.-/DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
*Einzelexemplar:* Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20.-

**AZ**

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

## Unmittelbar zu Weihnachten ...

sind drei Bücher auf den Redaktionstisch geflogen. Das erste, ein Kaiser-Traktat (München 1981), bietet «Auslegungen zu Lukas 2», wie sie in einem dort «zu früh abgebrochenen» Gespräch am Evangelischen Kirchentag in Hamburg der jüdische Publizist *Pinchas Lapide* und der evangelische Theologe *Helmut Gollwitzer* vorgelegt haben. Der Titel «*Ein Flüchtlingskind*» stammt aus Lapides historisierendem Versuch, den «wohl bekanntesten Text der Bibel» im Kontext galiläischer Aufstände gegen die Besetzer zu lesen: Josef als Partisan auf der Flucht ... Wagt man nicht besser den (literarischen) Sprung von der Weihnachtsgeschichte in *unsere Zeit*? Unter dem Titel *Frieden* hat *Walter Jens* (Hrsg.) die «Kommentare» von 19 Autoren gesammelt (Kreuz-Verlag): an der Spitze der Pädagoge von Hentig und der Politiker-Pfarrer Albertz, gefolgt von Sozio- und Theologen wie Fetscher, Greinacher, Janowski und Rendtorff, von Dichtern wie Marti und Sölle (außer ihr noch zwei theologische Schriftstellerinnen: Drewitz und Schottroff).

## ... und darüber hinaus für 1982

Ein noch breiteres Spektrum von Texten – von einer «Geschichtenweihnacht» Adolf Muschg über Brecht und Busch, Mörike und Novalis zurück bis z. B. Michelangelo – bietet das «christliche Hausbuch für Advent, Weihnachten und Epiphania», das *Wolfgang Erk* im Radius-Verlag (Stuttgart) herausbringt. Unter den Texten «für jeden Tag» finden sich für «Heiligabend» sieben verschiedene Übertragungen von Lk 2, u. a. schwäbisch, hessisch, berlinerisch. Sodann erhält man Unterlagen für «12 Veranstaltungen». Der Titel des Ganzen – *Warten auf Ihn* – hindert nicht, daß ich darin eine vierzeilige «Betrachtung der Zeit» von *Andreas Gryphius* (1616-1664) finde, die den Akzent auf das «Jetzt» setzt. Angesichts weitverbreiteter apokalyptischer Ängste sehe ich darin eine Ermütigung zur nächstliegenden Pflicht und zum nächstmöglichen Schritt. Der Text, den ich unsern Lesern und Mitarbeitern mit unser aller Glückwünschen zum Jahreswechsel weitergeben möchte, lautet: «*Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen; Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen; Der Augenblick ist mein, und nehm ich den in acht; So ist der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.*»  
 L. K.

So wurde aus dem sanften Gaetan ein Mensch, der heute entschlossen ist, koste es, was es wolle – auch das eigene Leben –, die Verteidigung der Geringen zu übernehmen. Unsere Erfahrung: Man hätte Gaetan Kurse über den Gewerkschaftsgedanken besuchen lassen oder ihm Predigten über den «Wolf» halten können: Gaetan hätte nichts begriffen. Er mußte vielmehr Tag um Tag erfahren, was geschieht, wenn die Geringen *nicht* verteidigt werden.»

*Wie steht es mit der Ausstrahlung Ihrer Kommunität, als was kennt man Sie unter den Leuten in Kirche und Öffentlichkeit?* – «Da gibt es verschiedene Ebenen. Einmal die direkten Kontakte in Genossenschaften oder Gewerkschaften. Ihre Auswirkung z. B. bei *Benoît*: Er wurde von 24 Gruppen als Sprecher für Gewerkschaftsfragen am Rundfunk gefordert. Eine zweite Ebene sind die Versammlungen der «Kirche vom Volke her» – Eglise populaire –, wo Laien den Hauptakzent setzen, eine dritte das *Komitee für soziale Gerechtigkeit*, in dem sich seit 5 Jahren verschiedene Ordensleute, Männer und Frauen, engagieren. Heute sind es 300, und mit dieser Zahl (auf 35 000) sind wir keine «Randgruppe» mehr, sondern eine «Minorität», der man das Recht auf Meinungsäußerung – wir äußern uns z. B. zum 1. Mai – zugesteht. Als wir 1972 nur unser 20 Kapuziner waren, erwogen wir u. a. auch das *Risiko der Trennung*: sie wäre durchaus in der franziskanischen Tradition gelegen. Eines ist sicher, jede Generation muß ihre *Neugeburt* erleben. Mir hat man im Noviziat das Ordensleben als etwas Fix-fertiges auf dem Tablett serviert. Aber seit 1967 habe ich mindestens drei Neuanfänge erlebt. Hätte ich keine andere Verantwortung im Orden, ich ginge heute nochmals ins Hotel als Geschirrwäscher: Nirgends deutlicher als dort habe ich Entscheidungen aus dem Glauben gefällt.»

*Gespräch: Ludwig Kaufmann/Jacques Bélanger, Quebec*